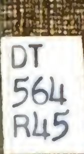
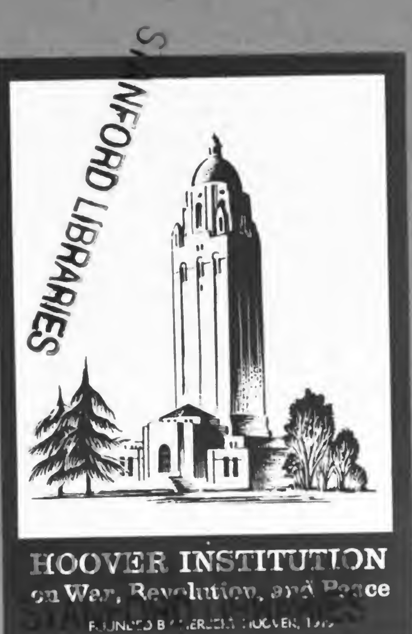
Reichenow, Anton, 1847-

Die deutsche Kolonie Kamerun.




HOOVER INSTITUTION
on War, Revolution, and Peace

Die deutsche Kolonie
Kamerun.

Landesbeschaffenheit, Pflanzen- und Tierleben, Jahreszeiten, Eigenschaften und Sitten der Eingeborenen und europäischer Handel in Kamerun.

Nach eigener Anschauung geschildert

von

Dr. Ant. Reichenow.

Mit einer Karte.

Berlin 1884.
Verlag von Gustav Behrend (Hermann Förstner).
W. Charlotten-Straße 27.



An der Westküste Afrikas, da wo der Atlantik als Bai von Biafra am tiefsten das Gestade des schwarzen Kontinents einbuchtet, erhebt sich hart am Meeresufer, bis über 4000 Meter anstrebend, ein gewaltiger Gebirgskegel, welcher an seiner Südseite schroff in den brandenden Ocean abfällt, in nördlicher Richtung aber in eine von zahlreichen, kegelförmigen Erhebungen überragte Bergkette sich fortsetzt. Dieser mächtige, jetzt erloschene Vulkan, „Mungo ma Loba" (Berg des Donnerers), wie die Eingeborenen in der Duallasprache ihn bezeichnen, der Kamerun, wie er nach der sich anschließenden Küstenlandschaft von den Europäern genannt wird, bildet mit seinem gleich imposanten Zwillingsbruder, dem in südwestlicher Richtung in kurzer Entfernung von der afrikanischen Küste aus den blaugrünen Fluten des Oceans sich erhebenden und zu der herrlichen Insel Fernando Po sich gestaltenden Pik die kolossalen Pfeiler eines weiten Thores, durch welches man, vom Westen kommend, in die Bucht von Biafra einfährt. Beide Berge, von welchen der erstere, der Kamerun, im Jahre 1861 zum ersten Male von dem englischen Naturforscher Burton und dem deutschen Botaniker Mann bestiegen wurde, sind in das dunkelgrüne Gewand dichter Waldung gehüllt; nur ihre himmelanstrebenden Gipfel, welche zu Zeiten, freilich sehr selten, mit Schnee bedeckt sich zeigen, bestehen aus kahlem Schlackengestein und thronen im blauen Äther hoch über dem Gewölk, das die Mitte der Gebirgsriesen gürtelförmig umlagert.

Hinter diesem großartig durch die Natur geschaffenen Portal, einer gigantischen Eingangspforte zum Herzen Afrikas, breitet vom Fuße des Kamerungebirges in südöstlicher Richtung, die Biafrabucht im Osten umsäumend, flaches, sumpfiges und dicht bewaldetes Küstenland sich aus, durchbrochen von einer Anzahl von Flüssen, die, in

spitzen Winkeln zusammenfließend, in ein gemeinsames Delta einmünden und von welchen drei, gewaltige schlammige Wassermassen in das Meer spülende Ströme als die bedeutendsten zu erwähnen sind: der in südlicher Richtung längs der Ostseite des Kamerungebirges hinfließende Mungo oder Djamur, auch Bimbiafluß genannt, der in südwestlicher Richtung das Land durchbrechende Kamerun oder Duallafluß und der vom Osten herzuströmende, noch sehr wenig bekannte Edea, dessen nördlicher, mit dem Kamerun zusammenfließender Mündungsarm der Quaqua genannt wird.

Durch die ungeheueren Schlamm-Massen, welche diese Ströme wie die meisten Flüsse Westafrikas mit sich führen und an ihrer Mündung ablagern, ist ein weites, einen Flächenraum von etwa vierzig Quadratmeilen umfassendes Delta gebildet, bestehend aus sumpfigem Schwemmland, dessen Mitte von dem breiten Kamerun durchströmt wird, während durch weite Seitenarme der letztere mit den Nebenströmen verbunden, und durch zahlreiche schmälere Wasserstraßen ein netzförmiges System von Kanälen geschaffen ist, die bald zwischen größeren Flußarmen die Verbindung herstellen, bald, enger und enger werdend, als Sackgassen schließlich im Sumpfe verlaufen. Den Baumbestand dieses Schwemmlandes bilden die Mangrove (Rhizophora mangle L.), merkwürdige Bäume — baumartige Wasserpflanzen, wie sie genannt worden, — deren starke Wurzeln nicht wie bei anderen Bäumen auf dem Niveau des Bodens sich zum Stamme vereinigen, sondern hoch aus dem Sumpfe hervorragen, erst in einer Höhe von drei, vier, ja fünf Fuß über dem Boden aus dem Umkreise strahlig zum Stamm zusammenlaufen und diesen frei in der Luft tragen, so daß er nicht berührt wird durch das Fallen und Steigen des Wassers bei Ebbe und Flut. Von den Ästen und Zweigen der Mangrove hängen zahllose Luftwurzeln herab, welche bald bis zum Boden herniederreichen und gewundenen Säulen gleich die Äste stützen, bald wie Taue oder Bindfäden, ein Spiel des Windes, frei in der Luft endigen. Der weiche, schlammige Boden, welchen die Mangrovewurzeln überspannen, bleibt kahl, da das salzige oder doch brackige Wasser, welches ihn durchzieht, bei der Flut teilweise über-

spült, keinen Pflanzenwuchs aufkommen läßt. Es hat diese Waldung daher ein sehr einförmiges, dürftiges Gepräge. Nur an höheren Stellen sind die Mangrove mit Weinpalmen (Raphia) und einzelnen Oelpalmen gemischt und hin und wieder unterbrechen die stachligen Pandanen (Pandanus), deren lange, schilfförmige und mit starken Dornenhaken besetzte Blätter dicht in einer Spirale um den Stamm geordnet sind, die Eintönigkeit des Baumwuchses und bilden, die Ufer sich entlangziehend, oft die prächtigsten Bosketts.

Auch das Tierleben ist im Delta dürftig vertreten. Größere Säugetiere finden in dem Sumpfland weder Nahrung noch Wohnstätten. Nur See- und Stelzvögel, welche hier und dort in Gesellschaften sich sammeln, beleben die Landschaft. Schlangenhalsvögel (Plotus) streichen durch die Luft. Pelekane und Flamingos trocknen ihr Gefieder auf den Sandbänken. In sich versunken, die Augen unverwandt auf die Wasserfläche gerichtet nach echter Anglerweise, stehen, auf Fische lauernd, im seichten Wasser graue und weiße Reiher. In den stillen Uferbuchten liegen Scharen von Enten. Der Schattenvogel oder Hammerkopf (Scopus umbretta), eine charakteristische Erscheinung der Mangrovewälder Westafrikas, steht träumerisch auf trockenen Baumwipfeln, und der schneeweiße Geierseeadler (Gypohierax angolensis) schwebt über den Wellen, während auf niedrigen Zweigen der Mangrove blauschimmernde Eisvögel in beschaulicher Selbstversunkenheit hocken und aus dem dichten Pandanus-Gebüsch die drosselartigen Stimmen einiger Haarvögel erschallen. Plötzlich schweigen die Sänger, leichten Fluges verläßt der Schattenvogel seinen erhabenen Standort, eiligst flüchten die Enten in das schützende Ufergestrüpp, vorsichtig lugt der Eisvogel unter dem deckenden Blätterwerk hervor, der Reiher reckt seinen langen Hals und streckt den spitzen Schnabel in die Luft. Mit gewaltigen Flügelschlägen erscheint über dem Wasser der König des Flusses, der Beherrscher alles dessen, was da kreucht und fleucht, der Schopfadler, der größte Raubvogel Westafrikas. Wehe dem sorglosen Geschöpfe, das dieser gewaltige Räuber überrascht. Blitzschnell schießt er herab, mit unfehlbarer Sicherheit stößt er auf sein Opfer und erdrosselt es in den starken Fängen. Jetzt

zieht er majestätisch seine Kreise über dem Wasser, schraubt sich höher und höher im Äther empor, daß er fast den Blicken entschwindet:

„Den weiten Himmelsraum mißt er mit seinen Schwingen
„Und läßt aus seiner Höh' den Blick zur Erde dringen.
„Er hat die Sonn' im Aug' und sieht die Erde doch,
„Das Tiefste sieht er klar, er schwebe noch so hoch.
„Und was am Erdengrund zur Beut' ihm mag gefallen,
„Er kommt, er faßt's und trägt's empor in seinen Krallen."

An Fischen sind die Kanäle des Mündungslandes außerordentlich reich. An den Ufern hüpft gleich Fröschen in großen Mengen ein merkwürdiger kleiner Fisch mit sonderbar hervorquellenden Augen, der Schlammspringer (Periophthalmus papilio), umher, welcher auffallend lange dem nassen Element sich zu entziehen vermag, Insekten haschend über den Schlamm hinspringt und, seine Brustflossen gleich Füßen gebrauchend, sogar an Wurzeln und Bäumen in die Höhe klettert. Nicht selten sieht man riesige Leguane (Monitor saurus), gesättigt durch reichliche Fischnahrung, träge die Mangrovewurzeln hinanklimmen, um auf dem Trocknen der Verdauung zu pflegen, und auf umgestürzten Uferbäumen lagern kolossale Krokodile, in den glühenden Strahlen der Tropensonne behaglich den Panzerleib streckend. Ueber den weichen Schlammgrund aber huschen zahllos kleine, bunte Krabben, und diese haben dem mittelsten der genannten Ströme und nach ihm der Landschaft den Namen verliehen. Denn wie wohl mit Recht angenommen wird, ist der Name Kamerun abzuleiten von dem portugiesischen Worte camarao, die Krabbe. Die ersten europäischen Besucher des Stromes, portugiesische Sklavenhändler, nannten denselben nach den ihnen auffallenden zahllosen Krabben, den Krabbenfluß, Rio dos camaraos, woraus die Engländer später „Cameroons" gemacht haben. Da letzteres somit ein korrumpiertes Wort ist, so liegt für uns Deutsche keine Veranlassung vor, die englische Schreibweise (mit „C" und zwei „o") anzunehmen. Auch ist das „s" am Ende unserem Sprachgebrauch unverständlich, und so werden wir sowohl die Landschaft, als den Handelsplatz, wie den Fluß in Zukunft am besten mit „Kamerun" bezeichnen, welcher Name auch bereits in weiten Kreisen sich eingebürgert hat.

Menschliche Ansiedelungen fehlen im Delta; denn ebensowenig wie die höhere Tierwelt findet der Mensch in dieser unwirtlichen Wildnis seinen Lebensunterhalt. Nur selten begegnet man einem Fischerkanoe, und an einer höheren Stelle des Ufers steht wohl eine einsame Hütte, welche Fischer nach ergiebigem Fang aufsuchen, um dort zu rasten und ihre reiche Beute behufs längerer Konservierung an der Sonne zu trocknen.

So weit als der Kamerun das Mündungsland durchströmt, was bei der ungeheuren Ausdehnung des Deltas eine Länge von etwa fünf deutschen Meilen seines unteren Laufes ausmacht, gleicht er mehr einem tief in das Land sich hineinziehenden Meeresbusen als einem Flusse, indem er eine Breite von zehn bis fünfzehn Kilometern zeigt, welche noch bedeutender wird und die beiderseitigen Ufer nicht mehr erkennen läßt an solchen Stellen, wo breite Kanäle, die den Kamerun mit dem Djamur und dem Quaqua verbinden, einmünden. Oberhalb des Mündungslandes verengt sich der Strom, wenngleich er auch hier noch eine Breite von fast einer halben deutschen Meile hat und für große Seeschiffe befahrbar ist, die freilich der vielen Untiefen wegen von einem ortskundigen Lotsen geführt werden müssen. Während das rechte Ufer noch flach und sumpfig bleibt, von Mangrovewaldung, untermischt mit Palmen bedeckt, zeigen sich auf dem linken sanft ansteigende Höhen, auf welchen in ununterbrochener Folge und recht malerischer Gruppierung, umgeben von üppigen Bananen- und Pisangplantagen und durchsetzt mit einzelnen buschigen Ölpalmen oder schlankstämmigen Kokos- oder Fächerpalmen, eine Reihe Negerdörfer sich hinzieht. Hart am Ufer, am Fuße der Hügelkette, bemerkt man einige in europäischer Bauart, aber leicht aus Holz aufgeführte Gebäude, und vor denselben liegt im Flusse eine Anzahl abgetakelter Seeschiffe verankert; denn hier ist die Handelsstation Kamerun, über welcher jetzt die schwarz-weiß-rote Flagge weht.

Die Ortschaften der Kamerunneger gewähren einen recht freundlichen Anblick. Ueberall herrscht die größte Reinlichkeit und Sauberkeit. Die Hütten sind nicht aus Lehm, sondern aus Mattengeflecht hergestellt. Sie haben die Form länglicher Rechtecke und stehen auf

zwei bis drei Fuß hohen Lehmsockeln. Die Wände werden mit einem gitterartigen Geripp aus den langen Blattstielen der Palmen hergestellt und sorgfältig mit den zähen Schalen der Bananenstämme belegt und gedichtet; das schräg ansteigende Firstendach ist mit Palmenblättern gedeckt. In der Mitte der einen Längswand befindet sich die Thüröffnung, welche durch ein Mattengeflecht oder eine aus Planken gefertigte Thür geschlossen werden kann. Fensterlöcher fehlen; das durch die Thüröffnung eindringende Licht allein erhellt den Raum, welchen der Neger eigentlich nur als Schlafstelle benutzt. In der Regel, sind mehrere Hütten mit ihren Giebelseiten aneinander gebaut und eine solche Reihe bildet das Besitztum eines Familienhauptes. Von letzterem wird eine der Behausungen bewohnt; die übrigen sind für die Weiber und Kinder bestimmt, oder dienen als Kochplätze. Die einzelnen Hütten oder Hüttenreihen werden von üppigen Pisang- und Bananen-Plantagen umgeben, diesen wichtigsten Bäumen für den Haushalt der Neger, welche, aus Asien stammend, in Afrika nur kultiviert gefunden werden. In Reihen gepflanzt, schießen die krautartigen, saftigen, aus übereinander gerollten Blattscheiden bestehenden Stämme, welche mit einer glänzend braunen Oberhaut bekleidet sind, bis zu sechs und acht Fuß Höhe auf. An seinem Gipfel trägt der Stamm die länglichen, in weitem Bogen geneigten, oft durch Wind und Wetter zerfetzten, fünf bis sechs Fuß langen Blätter, und unter dieser Krone hängt am Stamm der von prächtig violetten Deckblättern umhüllte Blütenkolben oder ein Bündel gurkenförmiger Früchte. Unter dem Schatten der Bananen aber schimmern am Boden zwischen den Stachelblättern die goldgelben Ananas.

Hin und wieder erhebt sich zwischen den Hütten eine schlanke Kokos- oder Fächerpalme, welche mit ihren langen Fiederblättern die Strohdächer beschattet, und die belebt wird von den goldgelben Webervögeln, diesen Charaktervögeln afrikanischer Landschaft, deren künstliche Beutelnester an den Blattspitzen hängen. Jams- und Kassave-(Manioka-) Felder schließen an die Ortschaften sich an, so weit das Hügelland reicht; dann aber hemmt dichte, dunkle Urwaldung, die vielfach sumpfig ist und nur von schmalen Pfaden, den Verbindungs-

straßen zwischen den Ortschaften der Neger, durchzogen wird, die Schritte. In ihrer ganzen Großartigkeit entwickelt sich hier die formen- und farbenreiche Pflanzenwelt der Tropen. Alles schwelgt in der üppigsten Fülle; Blätter und Blüten entfalten eine ungeahnte Pracht, zeigen die mannigfaltigsten Formen und strahlen in allen Schattierungen vom tiefsten Grün bis zum brennendsten Rot. Pflanzen und Gesträuche, welche, verkümmert im rauhen Klima, unsere reichsten Gärten zieren, stehen hier zahlreich in unvergleichbar prächtiger Entwickelung.

Zwar sind es nicht die schlanken Kokos- oder Fächerpalmen, welche mit majestätischen Kronen das Laubdach wölben; vielmehr bilden die bescheideneren, aber in ihrer Gesamtwirkung doch imposanten Ölpalmen (Elaeis guineensis) den prävalierenden Baumbestand des Urwaldes. Der Stamm der Ölpalme ist rauh und faserig. Der untere Teil wird von den Stümpfen alter, abgestorbener Blattstiele besetzt. Gegen den Wipfel hin trennen die langen, schräg in die Höhe strebenden, nur mit ihren Spitzen im sanften Bogen sich neigenden, fiederförmigen Blattwedel vom Stamm sich ab. Letzterer erreicht zwanzig bis dreißig Fuß Höhe, während die Blätter zehn bis fünfzehn Fuß Länge haben. Die Blüte bildet eine Rispe oder Traube, welche am kurzen Stiele zwischen den Abzweigungen der untersten Blattstiele hängt.

Zwischen den immergrünen Palmen erheben sich einzeln wie Riesen aus dem Heere der Zwerge die kolossalen Wollbäume (Bombax pentandrum) zu 80 Fuß Höhe und darüber anstrebend, die unseren Eichen in der Astbildung ähneln, und deren umfangreicher, mit grauer, starke Stacheln tragender Rinde bedeckter Stamm an seiner Basis durch Strebepfeilern gleichende Ansätze gestützt wird. Auch eine einsame Kokospalme streckt hin und wieder ihr Haupt empor; versteckt unter dem dichten Palmendache bleiben dagegen die verschiedenen Arten der Artokarpen, der Brotfruchtbäume, mit ihren melonenförmigen Früchten, die dichtbelaubten Mangos, deren goldgelbe, birnenförmige Früchte sich prächtig von dem dunklen Blätterwerke abheben, die Guaven, Limonen, Apfelsinen und viele andere Bäume, welche die Palmenwaldung durchsetzen. Zahllos ferner an Arten,

über alle Vorstellung reich an Gestaltung und Üppigkeit ist das Unterholz, aus Büschen, Stauden und Pflanzen gebildet. Die saftigen, breitblättrigen Kannaarten, die Farren mit ihren zarten, mehrfach und mannigfach gefiederten Blättern, die Orchideen, welche die modernden Reste alter Baumstämme bedecken, das hohe, bald dünne, bald breite, schilfartige Gras, welches den Unterwuchs durchschießt, und endlich das Heer der Lianen, der Schlingpflanzen, welche bald dünn wie Zwirnsfäden, bald starken Ästen gleich in phantastischen Windungen die Stämme umschlingen, Gesträuch und Baumgeäst verbinden, alles wie mit einem dichten Netzwerke umspannen, dem Menschen den Eintritt in diese großartige Natur verbieten; denn nur mit Messer und Beil ist es möglich, sich hindurchzuarbeiten.

In solcher Fülle, solchem Reichtum der Vegetation zeigt sich der Urwald in der Umgebung von Kamerun und zieht sich, die vorerwähnten, auf einer Hügelkette ausgedehnten Ortschaften der Neger begleitend, längs des südlichen Ufers hinauf, stellenweise von Mangrovesumpf unterbrochen, welcher fortlaufend auch in einem schmalen Streifen den Flußrand säumt. Das nördliche Uferland hingegen bleibt noch weit hinauf flache Mangrove-Niederung. Der Strom selbst, „Madiba di Dualla," Wasser des Dualla, wie die Eingeborenen ihn nennen, verändert dicht oberhalb der Station Kamerun vollständig seinen Charakter. An Stelle der schönen, breiten Wasserstraße tritt ein netzförmiges Kanalsystem, noch verzweigter, noch verworrener, als wir es im Mündungslande kennen lernten. In der Hauptsache lassen sich vier parallel laufende Arme unterscheiden, welche durch mehrfach geteilte Querkanäle mit einander in Verbindung stehen und somit einen weiten Inselkomplex bilden. Die Kanäle sind meistens tief, bald sechs- bis achthundert Schritte breit, bald so schmal, daß ein kleines Boot eben noch zwischen den überhängenden Palmwedeln hindurchgleiten kann. Die Inseln bestehen aus sumpfigem Schwemmland, welches von Mangrove und den hier vorherrschenden Weinpalmen (Raphia vinifera), untermischt mit Ölpalmen, bestanden ist. Nur an wenigen Stellen vermag der Boden den Menschen zu tragen, und auch das Pinselohrschwein versinkt bis an den Leib in den tiefen Schlamm,

wenn es grunzend im Sumpfe die öligen Palmkerne sucht. Dieses Chaos von Wasser und Inseln umfaßt eine Fläche von über zehn Kilometern Länge und etwa vier Kilometern Breite. Oberhalb desselben vereinigen sich die verschiedenen Flußarme wieder zu einem einzigen breiten Strome. Schon eine halbe Meile unterhalb, inmitten des geschilderten Inselreiches, hat das Wasser aufgehört, brackig zu sein, und damit ist die Mangrove verschwunden; jetzt hört noch der Pandanus auf, und auch die Palme zeigt sich nicht mehr prävalierend. Die Scenerie des Ufers ist vollständig verändert. Beide Flußseiten sind hoch und trocken; nur an wenigen Stellen erscheint in erhabener Pracht, überwältigend für den staunenden Fremdling, der tropische Urwald. Freier wird die Landschaft. Bananenplantagen und Maisfelder, mit freundlichen Negerdörfern abwechselnd, säumen den Strom. Mit Axt und Feuer sind die Eingeborenen an solchen Stellen, die sie zu Niederlassungen, zu Dörfern und Feldern ausgewählt, der üppigen Vegetation entgegen getreten. Nach hartem Kampfe, nach schwerer Arbeit sind sie Sieger über die großartige Natur geworden und haben ihre ärmlichen Mattenhütten auf den Brandstätten errichtet, mit der Hacke mühsam den Boden gejätet. Nur die stärksten der riesigen Wollbäume haben der verheerenden Gewalt der Flammen getrotzt und erheben hoch über den Strohdächern, aus den Plantagen ihre stolzen Häupter als Zeugen der früheren Waldespracht.

Hin und wieder zeigt sich Steppenterrain, auf welchem zur Regenzeit das Gras mannshoch aufschießt. Niedriges Gebüsch und einzelne Bäume, zu kleinen Gehölzen vereinigt, unterbrechen das hohe Gras. Die Tamarinden, unseren Akazien verwandte Bäume, treten hier auf. Bisweilen ragt bis zu zwei Metern Höhe ein spitzer Termitenhügel hervor, und baumartige Euphorbien bilden Dickichte, welche von dornigen Schlingpflanzen durchwuchert sind. Wo in Bodensenkungen die Niederschläge der Luft sich sammeln, auch zur Zeit der Dürre die glühende Sonne den thonigen Boden nicht vollständig auszutrocknen vermag, da schießt in dichtgedrängten Gruppen das imposanteste der Gräser, der Bambus, auf. „Knoten auf Knoten getürmt“ erheben

sich die schlanken Halme, und durch den leisesten Luftzug bewegt, flüstern geheimnisvoll die spitzen Blätter.

Noch eine halbe deutsche Meile weit kann man den Fluß verfolgen, welcher hier sehr verschiedene, zwischen fünf und fünfzehnhundert Schritte wechselnde Breite hat; dann erreicht man oberhalb des Negerdorfes Molangando in einer Entfernung von sieben deutschen Meilen von der Küste das Ende oder vielmehr den Anfang des Kamerun; denn hier strömen seine beiden Quellflüsse, der Wuri und Abo, zusammen, beide noch wenig erforscht und noch nicht bis an ihre Quellen verfolgt; denn die Eifersucht der Küstenneger, welche den direkten Verkehr der Europäer mit den Stämmen des Innern zu verhindern wußte, hat den Versuchen, das Binnenland zu erschließen, bisher hemmend entgegen gestanden.

Uebereinstimmend mit der Üppigkeit, mit der Großartigkeit der Vegetation entwickelt sich die Tierwelt des Urwaldes am Kamerun in größter Mannigfaltigkeit. Auf den Lichtungen im Walde, auf den schmalen Pfaden, wo die Sonne das dichte Laubwerk durchdringt und die duftenden Blüten der Pflanzen und Sträucher öffnet, schwärmen farbenprächtige Schmetterlinge, Wespen mit metallisch schimmernden Flügeln und bunte Käfer in reicher Artenzahl. Die beiden für die Tropen charakteristischen Vogelfamilien, die Eisvögel oder Königsfischer und die Bienenfresser, sind durch interessante Formen vertreten. Die kleinen Honigsauger oder Sonnenvögel, deren Gefieder in allen Metallfarben glänzt und prächtig im Sonnenschein funkelt, die Vertreter der Kolibris in der alten Welt, schaukeln sich in den Schlingpflanzeno der flattern vor den Blüten, die sie mit ihren langen, feinen Schnäbeln untersuchen, um winzige Käferchen, die auf dem Blütenboden hausen, hervorzuziehen und zu verspeisen. Auf Insekten lauernd, sitzen an den Baumstämmen rotköpfige Eidechsen, die Agamen. Auf einem Buschzweige kauert regungslos, die Bewegungen einer Fliege beobachtend, das Chamäleon, dieses merkwürdige Geschöpf, welches seine beiden Augen unabhängig von einander auf verschiedene Gegenstände richten, gleichzeitig nach vorn blicken und, was hinter oder neben ihm vorgeht, beobachten kann, welches zugleich ein Sinn-

bild der Geduld und des Jähzornes ist, stundenlang auf derselben Stelle und in derselben Stellung aushält und lauert, bis ein Insekt in seine Nähe kommt und durch die blitzschnell vorgestreckte klebrige Zunge angeleimt werden kann, trotz dieses Gleichmutes aber derartig zu reizen ist, daß es vor Bosheit seine Hautfarbe verändert, vom hellsten Grün, seiner gewöhnlichen Färbung, alle Schattierungen durchmacht, bis es im Zustande der höchsten Erregung im wahrsten Sinne „vor Aerger schwarz geworden."

Große Nashornvögel bäumen auf den Ästen der Wollbäume, auf deren Wipfel der Horst des Schreiseeadlers thront. Scharen von Graupapageien, unseren beliebten Stubengenossen, welche in Kamerun das Centrum ihrer geographischen Verbreitung haben, streichen krächzend über die Palmen. Durch das Dickicht des Waldes schleicht die Zibetkatze und auf die zierliche, weißgefleckte Buschantilope lauert im Gestrüpp das größte Raubtier der Kamerungegend, der geschmeidige Leopard. Der Löwe fehlt am Kamerun wie im ganzen tropischen Westafrika, von Benguella hinauf bis zum Senegal, wo er dann wieder auftritt; aber auch die Hyänen vermißt man, welche in anderen Gegenden Westafrikas recht häufig sind. Von Affen sind Meerkatzen zahlreich vertreten; auch Stummelaffen (Colobus), Babuin und Mandrill kommen vor, und in den Waldungen am Fuße des Kamerungebirges lebt der Chimpanse.

An den Ostabhängen des Gebirges und in den Waldungen am Djamur giebt es viele Elefanten. Nicht selten werden von den Negern Zähne im Gewicht von 120 bis 150 Pfund gebracht. Ein Elefant, welcher ein paar solcher mächtigen Hauer, die zusammen ein Gewicht von drei Centnern darstellen, in seinen Kiefern tragen kann, muß ein gewaltiger Bursche sein, dessen Alter man auf wenigstens achtzig bis hundert Jahre, wenn nicht darüber anzunehmen hat. Die Charakterform der afrikanischen Tierwelt, das plumpeste aller Geschöpfe, der Hippopotamus, ist aus dem Kamerun jetzt vollständig verdrängt; zahlreich aber lebt er noch in dem Quellflusse, dem Wuri. Während des Tages sieht man diese Tiere in beschaulicher Selbstversunkenheit im Flusse liegen, am liebsten an seichten Stellen, wo sie stehend den

oberen Teil des Kopfes, Schnauze, Augen und Ohren aus dem Wasser hervorstrecken, oder sie halten sich da, wo sie Störung befürchten, an tieferen Stellen schwimmend in solcher Lage, um bei Gefahr sogleich in die Tiefe zu tauchen. Wo der Fluß schmal und flach ist, treten sie in der Mitte des Bettes, in der Richtung des Stromes einen Graben aus, der tief genug ist, um in ihm unter Wasser wechseln zu können, legen auch an seichten Stellen weite Gruben an, über welchen sie sich aufhalten, in die sie bei Gefahr flüchten, in welche sie sich verbergen; denn ihr Naturell ist scheu und friedlich. Trotz der drohenden Waffen, der gewaltigen Eck- und Schneidezähne sind die Flußpferde harmlose Pflanzenfresser. Nach Sonnenuntergang begeben sie sich ans Ufer auf die Weide und richten in den Feldern der Neger arge Verwüstungen an. Sie erklimmen hierbei ungeachtet ihrer kurzen Beine die steilsten Uferabhänge. Die Neger stellen den Flußpferden vielfach nach, da ihr Fleisch mehr geschätzt ist als das der Elefanten, auch das Elfenbein der Zähne verarbeitet wird, sind aber mit ihren schlechten Feuerwaffen selten imstande, die Tiere zu erlegen. Die Flußpferdjagd gehört zu dem interessantesten Sport, welchen jene Gegenden bieten und erfordert sehr gute Büchsenschützen, da die wenig aus der Wasserfläche hervorragenden Köpfe schlechte Zielobjekte darstellen. Auch ist die Jagd nicht gefahrlos. Wenn man vom Boote aus schießt, muß man stets darauf bedacht sein, im seichten Wasser zu bleiben, da ein verwundetes und dadurch in Wut geratenes Flußpferd oft den Kahn angreift und das Fahrzeug umstürzt, wenn es unter dasselbe gelangen kann, wobei die Insassen den zahlreich den Fluß bewohnenden Krokodilen zur Beute werden.

Der Urwald hat aber auch unter seinen tierischen Bewohnern viele, welche dem Europäer sowohl wie dem Eingeborenen zur größten Plage werden. Die Mücken oder Mosquitos gehören natürlich zu den gewöhnlichen Erscheinungen; doch haben wir diese Quälgeister ja auch in unseren Breiten und hier sogar viel größere Repräsentanten, deren Stiche empfindlicher sind als die der afrikanischen Mücken. Viel lästiger werden die Sandfliegen, mikroskopisch kleine Insekten, welche zu tausenden ihr Opfer überfallen, Gesicht und Hände plötz-

lich schwarz bedecken und ein unerträgliches Jucken auf der Haut erzeugen. Sie werden zum Fluch des Naturforschers. Verborgen im dichten Gebüsch steht dieser, die Flinte im Anschlage und späht hinauf zu den Baumkronen, wo eine Schar Helmkukuke sich vernehmen läßt. Näher und näher fliegen die Vögel; noch wenige Augenblicke, so müssen sie sich im lichten Blätterwerke da oben zeigen, schußrecht kommen. Schon sieht der Jäger im Geiste einen Balg dieser prächtigen Tiere in seiner Sammlung, da fallen jene Ruhestörer über ihn her. Mit kräftigen Zügen facht er seine Tabakspfeife an, umgiebt sich mit einer Rauchwolke; aber auch der Tabaksdampf, dieses Schreckmittel der Mosquitos, vertreibt die Sandfliegen nicht. Man schüttelt den Kopf, verzieht das Gesicht, immer noch die Augen in die Höhe gerichtet, wo die gewisse Beute sich zeigen soll; aber immer entsetzlicher peinigen die Fliegen. Jetzt hat sich das Jucken zur Unerträglichkeit gesteigert — „Fahrt zum Kukuk, ihr Kukuke!" Ueber die Schulter wirft der Jäger die Flinte und läuft, was er laufen kann, um seinen Peinigern zu entgehen. Hinter ihm aber höhnen mit laut tönenden Stimmen die Vögel, triumphierend über den Sieg ihrer winzigen Beschützer.

Ein anderes Insekt, welchem der Beherrscher der Erde ohnmächtig entgegentritt, ist die Wanderameise (Ponera). In geschlossenen Reihen marschieren die nach Millionen zählenden Scharen dieser Tiere durch den Wald. Als ein schwarzes, etwa zollbreites Band zieht sich das Heer auf dem Boden durch das Gras hin. Sobald Wege oder freie Stellen zu überschreiten sind, werden zur Sicherung des Zuges die Soldaten aufgestellt. Diese haben die doppelte Größe der anderen Ameisen und dicke, mit starken Zangen bewehrte Köpfe. Sie bilden zu beiden Seiten Spalier, ihre drohenden Waffen nach außen und in die Höhe richtend. Zwischen ihnen hindurch wälzen sich neben- und übereinander, beständig vorwärts drängend, die Wandernden. Man kann stundenlang an solchen Stellen den Zug beobachten, ohne das Ende oder eine Verminderung der Ziehenden wahrzunehmen. Wehe dem Wesen, das in die Schar gerät. Insekten und kleinere Wirbeltiere verenden sofort unter den Zangen der Soldaten. Aber auch

der Mensch hütet sich wohl, in die Reihe zu treten; denn im Augenblicke sind hunderte der Kerfe an den Füßen in die Höhe gelaufen und rächen sich für die Störung mit wütenden Bissen. Sobald die voraufziehenden Plänkler des wandernden Heeres eine Stelle gefunden haben, welche Beute liefert, breiten die Ankommenden sich über das Gebiet aus. Jeder Grashalm, jedes Blatt, jeder Zweig ist jetzt mit den Tieren bedeckt. Was von lebenden Wesen nicht eiligst bei Annäherung der Ameisen entflieht, muß ihnen erliegen. Alles tierische Leben wird an der betreffenden Waldesstelle vernichtet. Während die Spitzen des Zuges so eine Gegend überschwemmen, ziehen die Nachfolgenden, welche nichts mehr vorfinden, zwischen ihnen hindurch immer vorwärts und übernehmen jetzt die Avantgarde, an welche die wieder sich Sammelnden sich anschließen. So zieht die Schar unaufhaltsam, ruhelos durch das Land, Tod und Verderben bringend, öde Schlachtfelder hinter sich lassend. Auch die Ortschaften der Eingeborenen werden von den Ameisen nicht verschont. Eiligst müssen Menschen und Tiere aus der Hütte fliehen, sobald die ersten dieser kleinen, schwarzen Unholde sich sehen lassen. Während der Anwesenheit des Verfassers in einer Missionsstation*) wurde in einer Nacht das Haus von Wanderameisen überfallen. Auf den Ruf eines der schwarzen Diener: „Die Ameisen sind da," war alles sogleich auf den Beinen. Was von genießbaren Gegenständen zur Hand lag, wurde eiligst zusammengepackt, und wie bei Annäherung einer wilden Kriegerhorde schleunigst die Behausung verlassen. Der größte Teil der Speisekammer aber war durch den plötzlichen Ueberfall unter die Zangen und Kauwerkzeuge der Räuber geraten und mußte ihnen überlassen werden. Und als man nach einigen Stunden durch Rauch die unheilvollen Gäste vertrieben hatte, fand sich auch nicht eine Spur von Genießbarem mehr vor.

Auffallend ist es, daß eine Anzahl von Singvögeln, einige Timalien, zeitweise ausschließlich von Wanderameisen sich nähren, um so beachtenswerter, als Ameisen von unseren kleinen Sängern ver-

---

*) Es war in einem andern Teile Westafrikas.

schmäht werden. Der unerfahrene Europäer, welcher einen den wandernden Ameisenheeren folgenden Vogel schießt, ohne von seiner Lebensweise und von dem Vorhandensein der Insekten Kenntnis zu haben und sich nun daran macht, den erlegten aus dem dichten Gestrüpp herauszuholen, fühlt sich plötzlich von hunderten von Ameisen bedeckt, welche durch jede Öffnung der Kleidung eindringen. Es bleibt nichts übrig, als eiligst zu fliehen, die Kleider abzuwerfen und die wütenden Kerfe, die sich festgebissen haben, einzeln loszureißen. Zum zweiten Male geht man dann nicht wieder in den Busch, ohne sich vorher von der Abwesenheit der Ameisen vergewissert zu haben.

An freieren Stellen, wo Grasflächen den üppigen Baumwuchs des Urwaldes unterbrechen, wo Gruppen schlanker Kokospalmen kleine Gehölze bilden, die von dornigen Schlingpflanzen durchwuchert sind, trifft man den Turako (Corythaeolus cristatus), einen der prächtigsten Vögel Westafrikas. In dem hohen Grase, aus welchem hier und da die künstlichen, aus dem Thon des Bodens gefertigten, bald turmartigen, bald pilzförmigen Bauten der alles zerstörenden Termiten hervorblicken, lockt Perlhuhn und Frankolin seine dunigen Küchel, und aus den Kronen der Palmen tönt der langgezogene Ruf eines Bartvogels. Unter dichtem Dornengestrüpp aber, aus welchem langohrige Fledermäuse aufflattern, ruht die giftigste aller Schlangen, die Puffotter (Echidna arietans). Hier haust auch die kaum weniger gefährliche und in der Kamerungegend sehr häufige Brillenschlange, die eine Länge von sechs Fuß erreicht. Sie ist wie alle Giftschlangen ein Nachttier, welches bei Tage verborgen im Dickichte liegt, mit eintretender Dunkelheit auf Beute ausgeht. In der Mittagshitze aber kriecht sie wohl hervor aus dem Dornengestrüpp auf eine kahle Stelle und liegt hier zusammengerollt behaglich in der brennenden Sonne. Wenn man zur Mittagszeit die schmalen Pfade durch das Gras verfolgt, stößt man nicht selten auf dieses Tier. Steil richtet sich die beunruhigte Schlange empor, bläst den Hals unförmig auf, zischt wütend und speiht eine ätzende Flüssigkeit auf ihren Feind; — denn ihr natürlicher Feind ist jedes lebende Wesen, vom Menschen bis zur kleinsten Maus, — wobei sie immer auf die Augen des Ruhestörers

zielt. Auf den getroffenen Hautstellen oder in den Augen ruft dieser Speichel, der jedenfalls mit dem Gifte der Zahndrüsen gemischt ist, oft böse Entzündungen hervor; nach einigen Berichten soll zuweilen sogar Erblinden erfolgen. Der Biß der Brillenschlange wirkt in den meisten Fällen, der der Puffotter fast immer tödlich.

Wir können die Tierwelt des Kamerun nicht verlassen, ohne eines merkwürdigen langschwänzigen Krebses (Callianassa turnerana) zu gedenken, welcher zeitweise, oft in jahrelangen Zwischenräumen, in ungeheuren Mengen im Flusse auftritt und nach einigen Wochen, häufig schon nach wenigen Tagen wieder verschwindet. Die Eingeborenen sind dann eifrig beschäftigt, die massenhaft im Wasser schwimmenden Krustentiere mit Körben zu schöpfen, welche, in Palmöl zubereitet, mit Begierde genossen und über Feuer getrocknet, auch an die Stämme des Binnenlandes verhandelt werden.

Die Veränderungen, welche in der Kamerungegend die Natur durch den Wechsel der Jahreszeiten erleidet, welche zunächst die Vegetation, in zweiter Reihe die Tierwelt betreffen, sind gering, da durch die starke Verdunstung der zahlreichen Flüsse und Wasserbecken der Wassergehalt der Luft zu allen Zeiten ein ziemlich gleicher ist, der starke Tau in der Trockenperiode die Regengüsse der nassen Zeit ersetzt und vollständig ausreicht, den Boden genügend zu benetzen, der Vegetation die nötige Feuchtigkeit zu gewähren, so daß ein vollständiges Verdorren derselben zur regenlosen Zeit nur an wenigen freieren Stellen zu beobachten ist, an ein gleiches Ersterben der Vegetation wie in unserem Winter aber nicht im entferntesten gedacht werden kann.

Man unterscheidet im allgemeinen zwei Jahreszeiten, die Regen- und Trockenzeit. Beide gehen aber allmählich ineinander über, so daß man analog unseren Übergangsperioden, Herbst und Frühling, wenn auch nicht im gleichen Sinne, noch zwei andere Zeiten unterscheiden kann. Dem Stande der Sonne entsprechend nimmt in den Gegenden nördlich vom Äquator, also auch am Kamerun, die Regenzeit unsere Sommermonate ein, während die Dürre in unseren Wintermonaten herrscht. Mit dem höchsten Stande der Sonne ist die größte Inten-

sität der Niederschläge verbunden. Da nun die Sonne dem wechselnden Stande innerhalb der Wendekreise gemäß in der Kamerungegend zweimal im Jahre senkrecht steht, so erreichen dementsprechend sich steigernd zweimal die Regen einen Höhepunkt, es entstehen zwei Regenzeiten, beide bald mehr, bald weniger deutlich durch eine trocknere Zeit von einigen Wochen unterbrochen. Die eigentliche Regenzeit nimmt am Kamerun ungefähr die Monate Juni bis August ein, bald etwas früher beginnend, bald später endigend. Die Dürre währt nur wenige Wochen. Während der Anwesenheit des Verfassers in jenen Gegenden verlief nur der Monat Januar vollständig regenlos.

In den nassen Monaten regnet, gießt es oft tagelang. Kein Tag vergeht, an welchem sich nicht auf einige Stunden wenigstens die Schleusen des Himmels öffnen und ihre gewaltigen Wassermassen, die nur mit unseren sogenannten Wolkenbrüchen vergleichbaren tropischen Regen herabschütten. Die Regenzeit haben wir mit unserem Frühlinge, nicht wie oft angenommen wird, mit unserem Sommer zu vergleichen. Es ist die Zeit, in welcher sich die üppige Vegetation entfaltet, die Insekten und Amphibien ihre Verwandlung durchmachen, die Vögel zum Nestbau, zur Brut schreiten. Mannshoch schießt auf der Hochebene das Gras empor; mancher Strauch, mancher Baum, welchem die glühende Sonne während der Dürre das Laub versengte, schmückt sich von neuem mit frischem Grün. Eingetrocknete Binnenseeen füllen sich wieder. Laut jubeln die Frösche, welche in den kleinen, seichten Lachen kaum noch die ihrer dünnen, weichen Haut nötige Feuchtigkeit fanden, jetzt aber wieder wohlgemut die Köpfe zwischen den breiten Nymphäenblättern hindurchstecken, die schnell über die Wasserfläche sich ausgebreitet. In zahlreichen Bächen stürzen die Wassermassen von den Bergen herunter, ergießen sich in den Fluß und schwellen ihn an. Die Passage auf dem oberen Kamerun wird jetzt sehr gefährlich, nicht so des reißenden Stromes als der Krokodile wegen. Diese Tiere greifen in der Regel an seichten Stellen den Menschen nicht an, weil er ihnen hier Widerstand zu leisten vermag; sie werden nur da gefährlich, wo sie ihre Beute sofort ins tiefe Wasser hinunterziehen und ertränken können. Daher suchen sich die Neger

bei niedrigem Wasserstande des Flusses immer die Untiefen aus, fahren da, wo Krokodile sich aufhalten, dicht längs des Ufers hin. Zur Regenzeit ist aber bei der starken Anschwellung des Stromes auch in der Nähe des Ufers das Wasser tief und daher kommt es zu dieser Zeit sehr häufig vor, daß Leute aus den flachen Kanoes von den Krokodilen weggeschnappt werden.

Den Regenmonaten folgt die Zeit der Tornado. Weniger anhaltend werden die Wassergüsse, fallen in der Regel nur während der Nacht. Bald hören die gleichmäßigen Landregen ganz auf; dafür aber setzen heftige Gewitter ein, mit Sturm und starken elektrischen Erscheinungen verbundene Wetter — die Tornado!

Jeder Tag nimmt jetzt denselben Verlauf. Goldig erscheint, den Morgen bringend, die Sonne am Horizonte, um ihren stets gleichen, zwölfstündigen Lauf zurückzulegen. Bald hat sie den dichten, auf der Erde liegenden Nebel durchbrochen und steigt in vollem Glanze im klaren Äther empor, das frische vom Nachttau benetzte Grün des Waldes beleuchtend und wiederglänzend in zahllosen Tautropfen, welche Brillanten gleich Blätter und Zweige schmücken. Frisch weht die Seebrise, welche der Regel nach während des größten Teiles des Tages das Land bestreicht. Da erscheint ein kleines Wölkchen am Horizonte, für den aufmerksamen Beobachter, für den Eingeweihten ein untrügliches Zeichen des bevorstehenden Phänomens. Ein starker Landwind hat gegen die Regel früher eingesetzt; schon hat er die Seebrise überwunden und bringt unzweifelhaft ein Wetter. Zusehends vergrößert sich das Wölkchen, höher und höher steigt es, schnell wächst es zu einem größeren Wolkenkomplexe, der immer weiter über den Horizont sich ausdehnt, dichter und dunkler wird. Bald steht eine schwarze Wand aufgetürmt, während über uns noch vom wolkenlosen Himmel glühend heiß die Sonne ihre Strahlen herabsendet. Da zucken Blitze; fernes Donnerrollen läßt sich vernehmen. Bald folgen die Feuerzeichen einander schneller, werden stärker und leuchtender; die einzelnen Donnerschläge vereinigen sich zu einem unaufhörlichen Rollen. Jetzt sind die Vorläufer, das voranziehende, leichte Gewölk über uns; die Sonne ist verdunkelt; eine schwache Landbrise setzt ein. Eiligst

flüchten die Haustiere in die schützende Hütte. Die Lieder der kleinen Singvögel verstummen; schweigsam schlüpfen die Sänger ins dichte Laubwerk, die Webervögel in ihre festen, kunstvollen Beutelnester. Unruhig, mit tiefen Gurgeltönen steigt die Affenschar durch die Baumkronen von Zweig zu Zweig, nach einem hinreichenden Schutzdache spähend. Unter ihnen trompeten die Elefanten und erheben, die Luft zu prüfen, ihre Rüssel. Von der Sandbank, wo es behaglich sich in der Sonne streckte, stürzt das Krokodil in die Flut, während schnaubend das Flußpferd inmitten des Stromes verschwindet, und warnend tönt aus den Uferbüschen der melancholische Ruf des Sporenkukuks.

Da sind sie über uns die dunklen Wolken; ein heftiger Sturm setzt ein, plötzlich, überraschend. Ächzend biegen sich die Bäume des Urwaldes; krachend stürzen die schwachen und morschen, welche der Gewalt des heranbrausenden Sturmes nicht Widerstand leisten können, zusammen, ihre Nachbaren mit sich reißend, die schwächeren unter sich begrabend. Die leichten Dächer der Negerhütten werden heruntergerissen und weggeführt, die Hütten selbst umgestürzt, oft ganze Ortschaften niedergeworfen. In der Regel hält der Sturm nur kurze Zeit an; ihm folgt ein heftiges Gewitter. Ununterbrochen zucken die Blitze; ununterbrochen rollt der Donner; in Strömen stürzt der Regen hernieder. In den Niederungen bilden sich Tümpel und Lachen, wachsen mehr und mehr und werden zu Teichen; die Bäche schwellen zu reißenden Strömen an. Zuweilen, namentlich kurz nach der Regenzeit geht das Gewitter in einen langsamen, anhaltenden Regen über; gewöhnlich aber ist das Wetter ebenso schnell vorbei, wie es gekommen. Je heftiger der Sturm, umsoweniger Regen bringt der Tornado, und umsoschneller zieht er vorüber. Kaum eine Stunde ist vergangen, da liegt die Natur wieder so still, so ruhig da wie vorher. Scheu sich umblickend, kommen die Hühner aus der Hütte; ihr Gefieder schüttelnd, hüpfen die glänzenden Nektarinien auf den Blättern; der drosselartige Haarvogel beginnt von neuem sein unterbrochenes Lied, und volltönend klingt der Pfiff des Buschwürgers durch die Gegend. Über dem Flusse kreisend, beginnen die schneeweißen Seeadler und Schmarotzermilane ihre jetzt ergiebige Fischjagd

und schnaubend das Wasser von sich blasend, taucht der ungeschlachte Kopf des Hippopotamus aus den Wogen auf. Prächtig rein aber erscheint das Blau des Himmels nach dem Tornado. Der Regen hat die dicke, dunstige Luft gereinigt, den grauen, bleifarbenen Schleier, welcher meistens, in der Trockenzeit immer das Himmelsgewölbe verhüllt, — denn die oft gerühmte Klarheit des Tropenhimmels beruht auf Illusionen derer, die ihn nie geschaut, — hinweggezogen und zeigt das gleiche tiefe Blau, welches wir in unseren Breiten im Frühjahre und Herbst so häufig bewundern können. Glühender als vorher erscheint die Sonne, unter deren Wirkung bald die Wassermassen verdunsten, die Lachen austrocknen. Die jetzt mit Wasserdampf überladenen unteren Luftschichten haben etwas ungemein Drückendes, Beengendes. Es herrscht dieselbe Atmosphäre wie in einem Treibhause, bis der wieder auffrischende Seewind die Wasserdämpfe verweht, den Boden vollständig getrocknet hat. Am Nachmittage ahnt man nichts mehr von den großartigen Naturerscheinungen, die hier stattgefunden.

So vergeht jeder Tag im Anfange der Tornadozeit. Allmählich werden die Wetter schwächer, treten nicht mehr täglich auf; bald finden sie nur noch des Nachts statt und ersterben endlich in den regenlosen Monaten.

Die Tornadozeit entspricht unserem Hochsommer. Die Pflanzen stehen in dem vollen Schmucke ihrer Blütenpracht, von dem zahllosen Heere der Insektenwelt umschwärmt. Junge Frösche hüpfen als vollkommene Lungenatmer an den Flußufern umher, kleine Krokodile sind den Eiern entschlüpft, und die Vögel sind eifrig mit der Erziehung und Leitung ihrer Jungen beschäftigt.

Die nun folgende Trockenzeit als Winter anzusehen, hat für die Kamerungegend nur teilweise Berechtigung. In den Niederungen, im dichten Walde verändert die Vegetation und damit die Tierwelt kaum ihren Charakter. Nur auf freieren Flächen versengt die glühende Sonne den üppigen Graswuchs, den sie mit Hilfe des Wassers geschaffen, vernichtet das Laubwerk vieler Bäume und Sträucher.

Der zerstörenden Wirkung der Sonne kommt jetzt noch der Mensch zu Hilfe. Die Neger zünden die trockenen Grasreste an, um die Ent-

wickelung der neuen Vegetation zu befördern, und brennen die Fläche ab, eine Unzahl tierischen Lebens vernichtend. In eiliger Flucht suchen die Bewohner der Steppe, aufgeschreckt durch das Feuer, zu entkommen. Die meisten der kleineren Säugetiere, die Reptilien und viele Insekten werden durch das jäh um sich greifende Element überrascht und finden in demselben ihren Tod. Was übrig bleibt, fällt den Vögeln zur Beute, die vor den auflodernden Flammen sich sammeln. In Scharen sieht man Schmarotzermilane, Falken und Bienenfresser dicht über der Feuersäule schweben; unaufhörlich stoßen sie durch die Rauchwolken hernieder, ergreifen die geängstigten Flüchtlinge und erheben sich wieder in die Luft, im Fluge schnell den Raub verzehrend, um sich von neuem durch den dicken Qualm auf die Beute zu stürzen.

Öde liegt für die nächste Zeit die Brandstätte. Die Vögel, welche die Steppe bewohnten, verlassen aus Nahrungsmangel dieselbe und suchen, in Gesellschaften vereinigt, andere, ergiebige Jagdgründe.

Auch die kleineren Binnenteiche trocknen ein. Die Krokodile, welche hier hausten, machen sich auf die Wanderung zu tieferen Wassern. Zum Teil wählen sie das leichtere Los, vergraben sich, wie auch manche Fische dies thun, in den feuchten Schlamm und fallen in Schlaf, bis die folgende Regenzeit sie zu neuem Leben erweckt.

An Stelle der einheimischen Vögel erscheinen jetzt die gefiederten Wanderer aus Europa, die Zugvögel. Die Rauchschwalbe, welche unter deutschem Dache ihr Nest gebaut, ihre Jungen erzogen, hat die weite Reise nach den Winterquartieren zurückgelegt und bringt dem in der Fremde Weilenden die Grüße der Verwandten und Freunde daheim. Von dem Buschzweige ertönt das froschartige Quaken der Rohrdrossel, dieser einfache und doch zum Herzen sprechende Gesang, dem man im fremden Lande stets mit dem größten Genusse lauscht, der den Reisenden oft so lebhaft im Geiste zurückversetzt an die schilfbewachsenen Ufer deutscher Flüsse. Von einer trockenen Baumspitze aus schnappt unser grauer Fliegenfänger munter nach vorüberfliegenden Insekten, und über den schlammigen Wellendes Kamerun schwebt unser Fischadler.

In ähnlicher Weise wie vor der Dürre, aber in umgekehrter Folge setzen nach derselben die Regen ein. Anfangs selten und nur des Nachts als kleine Gewitterschauer auftretend, werden sie bald häufiger und stärker, erreichen ihren Höhepunkt in den Tornados, die wieder mit grausigem Sturm heranbrausen, unter Entladung der heftigsten Gewitter, dem ununterbrochenen Zucken über den ganzen Horizont laufender Blitze die Bäume des Urwaldes entwurzeln, die Ansiedelungen der Neger zerstören, den Schiffern oft die höchste Gefahr bringen, und endigen schließlich in den Strömen der Regenzeit, in welchen die aufgeregte Natur ihre Beruhigung, die Massen der in der Luft angehäuften Elektrizität ihre Ableitung finden, mit welchen von neuem der Kreislauf der jährlichen Veränderungen beginnt.

Die Temperatur der Luft schwankt nur unbedeutend in den verschiedenen Jahreszeiten und erreicht, da während des größten Teils des Tages ein frischer Seewind in die Flußmündung hineinweht, auch in der Trockenperiode eine verhältnismäßig nicht bedeutende Höhe. Verfasser notierte zur Regenzeit um 6 Uhr des Morgens bei Aufgang der Sonne 18 bis 20° C. Dann stieg das Thermometer schnell auf 23 bis 25° und hielt sich auf diesem Standpunkte mit geringer Erhöhung während der Mittagsstunden bis gegen fünf Uhr des Nachmittags, von welcher Zeit an es schnell wieder zu fallen anfing. Zur Trockenzeit zeigte das Thermometer bei klarem Wetter des Morgens 23 bis 24° C. und stieg bis auf einige 30°. Die größte Hitze, welche vom Verfasser beobachtet wurde, betrug 36° C. Die Nächte kühlten sich oft bis auf 15° C. ab und erschienen dann empfindlich kalt.

Die Eingeborenen, welche gegenwärtig die Kamerungegend bevölkern, die Dualla, sind nicht die ursprünglichen Bewohner dieser Gegenden. Vielmehr sind sie vom Nordosten, von den Bergen her eingewandert, Abkömmlinge der Bakwiri, welche noch jetzt im Kamerungebirge hausen, und haben die Urbewohner des Landes, die Quaquas, zurückgedrängt. Wie es scheint, fanden mehrere solcher Einwanderungen zu verschiedenen Zeiten statt. So sind jedenfalls die jetzt am oberen Lauf des Flusses heimischen Stämme früher in das Land gekommen und durch die später nachrückenden jetzigen Kamerunneger tiefer ins

Innere, den Fluß hinauf gedrängt, wo sie nunmehr die Landschaft Wuri inne haben. Andere Stämme, die Jabjang und Abo, welche von den Bergen nach Osten sich ausdehnten, setzten sich an dem andern Quellfluß des Kamerun, dem Abo, fest.

Die Dualla haben einen schönen, kräftigen Körperbau, aber häßliche Gesichtszüge. Namentlich fallen bei dem weiblichen Geschlecht die unschönen, plumpen Züge und der stupide Gesichtsausdruck auf. Daß die Körperstatur der Weiber im Vergleich zu derjenigen der Männer eine auffallend kleine ist, mag in der Geschmacksrichtung begründet sein, welche kleine, zierliche Figur als Schönheit schätzt.

Auch stehen die Kamerunneger hinsichtlich ihrer geistigen Fähigkeiten weit hinter anderen Stämmen Westafrikas, wie beispielsweise hinter den viel intelligenteren Ga-Negern von der Goldküste zurück, sind geistig stumpf, der Bildung wenig zugänglich, — daher auch die in Kamerun stationierten englischen Missionare nur geringe Fortschritte zu verzeichnen haben, — und dabei ungemein träge, feige, diebisch und hinterlistig. Ihre Hautfarbe ist im allgemeinen ein ziemlich helles Braun, etwa gleich schwach gebranntem Kaffee, während die Goldküstenneger, die Kruneger viel dunkler, chokoladenbraun, oft fast schwarz erscheinen. Durch partielle Anhäufung des Farbstoffes der Haut entsteht oft an einzelnen Körperteilen, am häufigsten auf Armen und Beinen eine dunkle Fleckenzeichnung auf gelblichem Grunde, ein scheckiges Aussehen. Nicht selten kommen auch Albinos vor, welche eine gelblich fleischfarbene Haut und hellblonde Haare haben. Dieselben sehen nach europäischen Begriffen abschreckend häßlich aus, während der Neger, dessen Schönheitssinn auf wesentlich anderen Prinzipien beruhen muß, ein großes Wohlgefallen an dieser Hautfarbe zu haben scheint. Ein Mädchen mit einem solchen nach Negermode höchst zarten Teint findet viele Anbeter, welche hohe Summen für ihren Besitz bezahlen.

Tättowieren der Haut ist sehr wenig gebräuchlich, und man bemerkt nicht derartige Zeichnungen im Gesicht, wie sie als charakteristische Erkennungsmerkmale bei vielen Negerstämmen Westafrikas beobachtet werden. So zeichnen sich die Ga-Neger durch drei über die Schläfengegend convergierend zum Auge laufende und ebensolche

über die Wangen zum Mundwinkel gerichtete Schnitte aus, während man bei den Frauen derselben meistens einen Kreuzschnitt auf den Backenknochen bemerkt. Die Kruneger charakterisieren sich durch ein breites, über die Mitte der Stirn und längs des Nasenrückens laufendes, schwarzes Band. Die Bubis, die Bewohner von Fernando Po, entstellen das Gesicht förmlich durch zahlreiche Schnitte über Stirn und Wangen. Bei den Dualla findet man nichts von alledem. Nur bisweilen bemerkt man schwarze Figuren, Pfeile, Sterne oder Kreise auf der Brust, welche dann eine bestimmte Bedeutung haben, als Erkennungszeichen der Mitglieder gewisser Geheimbünde dienen. Derartige Verbindungen, die dem Europäer gegenüber sehr geheim gehalten werden, und über welche auch, — so weit die Kamerungegend in Betracht kommt, — noch nichts Genaueres bekannt wurde, existieren sowohl unter den freien Negern wie unter den Sklaven. Farbiges Tättowieren, wie es ebenfalls bei einigen Negerstämmen Westafrikas gebräuchlich ist, so beispielsweise bei den Bubis, die sich das Gesicht mit rotem oder gelbem Ocker bemalen, kommt in der Kamerungegend garnicht vor.

Die Kleidung besteht bei Männern wie bei Frauen in einem um die Hüften geschlungenen Streifen Baumwollenzeuges, welches von den europäischen Kaufleuten eingeführt wird. Je nach Vermögensverhältnissen der betreffenden Person ist dieses luxuriöse Gewand bald breiter, reicht bis über die Knie herab, bald so schmal, daß es nur notdürftig die Lenden verhüllt. In Ermangelung des Zeuges wird ein Gürtel aus trockenen Bananenblättern angefertigt. Kinder gehen ganz nackt. Kopfbedeckungen sind garnicht gebräuchlich. Durch die dicke Kopfhaut geschützt, wird der Neger von den glühenden Sonnenstrahlen, auch wenn ihm dieselben auf den nackten, kahl geschorenen Schädel brennen, anscheinend nicht belästigt. Hüte bilden überhaupt mehr Luxusartikel. Ein reicher Häuptling bedeckt sich nicht ungern mit einem Cylinder, auch wenn derselbe durch langjährigen vorhergegangenen Gebrauch in Europa etwas fuchsig und fadenscheinig geworden. In anderen Gegenden Westafrikas legt man freilich der Kopfbedeckung eine größere Wichtigkeit bei, wie denn die Eingeborenen

von Fernando Po flache, tellerartige Strohdeckel als einziges Kleidungs- beziehentlich Bedeckungsstück tragen.

Das pechschwarze, krause Haupthaar halten die Männer kurz. Nur wenn sie ein Gelübde gethan haben, lassen sie es wachsen, ordnen es während der betreffenden Zeit auch nicht, so daß es in langen Zotten um den Kopf hängt. In der Trauer wird dagegen das Haupt kahl geschoren. Auch die Frauen kürzen meistens das Haar. Junge Mädchen verwenden hingegen oft viel Sorgfalt und Kunst auf die Haartouren; denn auch ihnen fehlt nicht als ein wesentlicher Zug ihres Charakters, den sie als einzigen vielleicht mit den Europäerinnen gemeinsam haben — die Eitelkeit. Diese Haartrachten verdienen aber auch in ethnologischer Hinsicht Beachtung, da sie bezeichnend für die Dualla und verschieden von denjenigen anderer Negerstämme Westafrikas sind. Man teilt nämlich einen vom Wirbel spiralig um den Kopf laufenden Scheitel oder eine Scheitelung von drei um den Kopf gezogenen konzentrischen Ringen ab und flechtet das Haar zwischen den Scheiteln in zahlreiche kurze, anliegende Flechtchen zusammen, durch welche an einer Seite des Kopfes ein zierlich in Pfeilform geschnitztes Stäbchen von Elfenbein recht kokett hindurchgeschoben wird.

Die Weiber durchbohren ihre Ohrlappen, oft auch die Nasenscheidewand und stecken durch die entstandenen Löcher, um dieselben zu erweitern, Holzstifte oder Pfropfen von zusammengerollten Blättern, welche nach und nach mit stärkeren vertauscht werden, so daß der Ohrlappen schließlich in einen weiten Ring ausgezogen ist. Es herrscht ferner die Unsitte, den Kindern, namentlich den Mädchen, die Augenwimpern auszureißen, wodurch deren ohnehin wenig anmutige Gesichtszüge noch mehr entstellt werden. Frauen und besonders junge Mädchen lieben es, mit Armringen und Perlschnüren um Hals, Hand- und Fußgelenken sich zu schmücken. Auch die Männer tragen aus Elefantenzähnen geschnittene Armringe, auf welche die Häuptlinge oder größeren Ölhändler von den europäischen Kaufleuten gern ihre Namen schreiben lassen, und die sie dann Fremden gegenüber als Legitimation benutzen. Nimmt solch' ein würdiger Herr dann noch einen Ebenholzstock in die Hand, so ist der „big man for town" oder

„big man for trade“, wie er in dem üblichen Negerenglisch sich zu bezeichnen pflegt, fertig, der stolz dem Weißen die Bruderhand reicht.

Die Stellung der Frauen ist bei den Dualla wie bei allen Negerstämmen eine sehr untergeordnete. Sie werden kaum besser gehalten als Haustiere, und von des Tages Last und Arbeit, so weit bei diesen trägen Menschen überhaupt von Arbeiten die Rede ist, fällt ihnen der schwerere Teil zu. Sie haben die Küche zu versehen und fertigen dazu aus dem thonigen Schlamm des Flusses die Kochgeschirre, indem sie Schüsseln und Töpfe aus freier Hand formen und nach dem Trocknen am Feuer hart brennen. Das Bestellen der Jams-, Koko-, oder Kassavefelder, der Pisang- und Bananenplantagen, das Einernten der Früchte und das Auspressen und Auskochen des Palmöls fällt ihnen ebenfalls zu. Neben den Sklaven bilden sie das Besitztum und je nach ihrer Anzahl, über welche das Familienhaupt verfügt, den Reichtum des Mannes. Hat der Neger einen größeren Posten Palmöl oder Elfenbein in europäische Waren umgesetzt, hat er seine Weiber mit neuen Lendentüchern, Ringen oder Perlschnüren beschenkt, mit einigen Blättern Tabak ihre Leidenschaft für das Rauchen befriedigt, sich selbst aber nach einer wohl erwogenen Prise*) zusammen mit seinen hoffnungsvollen Sprossen an dem neu erhandelten Rum, diesem Labsal des Negergaumens, dem Feuerwasser in des Wortes verwegenster Bedeutung, gütlich gethan, so beeilt er sich, mit dem Rest der Waren seinen Hausstand zu vergrößern. Er reist nach dem Orte, wo er sich eine Frau auszusuchen gedenkt, — die Kamerunneger besuchen zu dem Zwecke häufig die Landschaften Wuri und Abo, — und handelt nun mit dem Vater der Auserwählten um deren Wert. Wie der Neger zu allen Dingen viel Zeit gebraucht, so währt auch ein solcher Handel, das Heiratspalaver, tagelang, und viel Rum und Palmwein wird dabei vertilgt. Der schließlich festgesetzte Preis ist je nach den Vorzügen des Objekts und dem Range der Abkunft sehr verschieden, kann bis zu fünfzig „Kru“ oder bis zu tausend Mark in Waren

*) Die Männer pflegen meistens den Tabak zu schnupfen, während die Weiber aus kurzen, durch die Europäer in den Handel gebrachten Thonpfeifen rauchen.

nach den in Kamerun geltenden Werten derselben*) betragen, bleibt meistens jedoch viel geringer, wie beispielsweise dem Verfasser auf einer Jagdpartie am Wuri eine liebliche, braune Schönheit von dem Herrn Papa gegen eine Zündnadelbüchse als Gattin angeboten wurde. Es kommt auch vor, daß Familienväter bei solchem Handel ihre erwachsenen Töchter einander in Tausch geben, wobei sie sich lange herumstreiten, welche von beiden Parteien bei diesem Tauschgeschäft zuzulegen habe. Da somit die Mädchen dem Vater wert im wahrsten Sinne des Wortes sind, so werden sie von ihm mehr geschätzt als Knaben, und eine Mutter vieler Töchter erfreut sich einer hohen Achtung seitens ihres glücklichen Ehegatten.

Einen viel geringeren Wert als Weiber haben die Sklaven bei den Dualla, welche schon zum Preise von ein bis zwei Kru verhandelt werden. Zum Unterschiede von den freien Negern werden sie als Nigger bezeichnet. Die meisten scheinen vom Kalabar zu kommen, aus der Landschaft Balung im Norden oder aus nordöstlichen Gegenden, von Budiman, Banem und Bonkeng; doch müssen einzelne sehr weit, vielleicht vom Osten hergebracht werden, da sie dem Verfasser Schilderungen gaben von „weißen Männern, welche auf Pferden gesessen," vermutlich also Arabern, die ihre Dörfer angezündet und sie in Sklaverei geschleppt hätten. Trotz der untergeordneten Stellung, der Rechtlosigkeit der Sklaven ist doch deren Los ein sehr erträgliches. Vielfach wohnen sie in besonderen Dörfern beisammen. Die Arbeit, welche sie ihrem Gebieter zu leisten haben, besteht hauptsächlich in Fischfang, Rudern der Kanoes, Beförderung von Lasten, Bau der Hütten und in Kriegsdiensten; denn der freie Neger ist in der Regel nicht so leichtsinnig — um nicht zu sagen, zu feige — sein kostbares Leben aufs Spiel zu setzen. Freilich ruht das Dasein der Sklaven vollständig in der Hand der Besitzer, und bei den bisweilen vorkommenden Menschenopfern werden einzelne grausam hingeschlachtet.

Alle freien Neger in Kamerun, vom vornehmsten Häuptling herab bis zum unbedeutendsten Manne im Dorf, sind Händler, und zwar

*) Über den Wert der Waren und die Bedeutung des „Kru" siehe S. 45-46.

liefert ihnen namentlich der Zwischenhandel, die Vermittelung des Verkehrs zwischen den Europäern und den Eingeborenen des Binnenlandes, den großen Gewinn, den Reichtum, welcher sich in hunderten von Sklaven und Frauen bei einzelnen kundgiebt. Jede mit Anstrengung verbundene Arbeit verschmäht der freie Neger, daher denn auch von einer Industrie gar keine Rede ist. Weben und Schmieden sind unbekannte Künste. Am häufigsten bemerkt man noch Holzschnitzereien, Ebenholzstöcke, Schemel, Schüsseln und Löffel von ganz zierlicher Form. Auch werden Matten und Taschen aus langem, geschmeidigen Grase geflochten. Aus Bast drehen sie Bindfaden und und stricken mit demselben Netze. Zum Fischfange werden indessen meistens Gitter aus schmal geschnitzten, durch Bast verbundenen Stäben benutzt, welche eine Höhe von etwa vier und eine Länge von dreißig Fuß haben. Sobald mit der Flut das Wasser des Flusses gestiegen, in das Schwemmland getreten ist und die schmalen Kanäle in den Mangrovesümpfen gefüllt hat, werden diese Gitter am Flußufer aufgestellt, und das mit der Ebbe zurücktretende Wasser läßt dann die Fische, welche es in die Kanäle hineingeführt hatte, hinter dem Gitter auf dem Trocknen zurück. In derselben Weise werden Sandbänke umstellt, welche die eintretende Ebbe trocken legt. Auch Reusen sind in Benutzung, ganz von der Form der bei uns gebräuchlichen.

Von Haustieren hält man hauptsächlich Ziegen, Schafe und Hühner. Die Ziegen gehören ihrer Art nach zu der über Mittelafrika verbreiteten Zwergziege (Hircus reversus). Die Schafe scheinen mit dem centralafrikanischen Hängeohrschafe (Ovis catotis) übereinzustimmen. Das am Niger vorkommende, langbeinige Schaf (longipes) trifft man in Kamerun nicht. Die Hühner unterscheiden sich von unseren Landhühnern nur durch geringere Größe; sie verkümmern, weil sie ihre Nahrung ausschließlich selbst suchen müssen und keine Pflege genießen. Schweine findet man selten, bisweilen die Moschusente, welche von Amerika importiert ist. Als Haustier im wahrsten Sinne des Wortes tritt aber in der Kamerungegend unsere Wanderratte auf. Durch die europäischen Schiffe eingeschleppt, hat sich dieselbe bereits bis auf zehn deutsche Meilen ins Land hinein verbreitet

und ist stellenweise zu einer wahren Landplage geworden. Katzen halten die Dualla nicht. Eine kleine, glatthaarige und spitzschnauzige Hundeart wird viel für die Küche gezogen, und es ist das Hundefleisch als Delikatesse sehr geschätzt. Außer diesem und den sehr schmackhaften Fischen, welche der Kamerunfluß in außerordentlicher Arten- und Individuenzahl beherbergt, genießen die Neger selten Fleischkost. Die Nahrung ist vorzugsweise eine vegetabilische und besteht hauptsächlich in Pisang, Jams, Kassave (Jatropha manihot), Kokos, (Colocuia esculenta) und Erdnüssen. Alle Speisen werden mit dem aus den Früchten der Ölpalme gewonnenen Öle zubereitet, welches auch den bedeutendsten, wichtigsten Ausfuhrartikel, den Träger des westafrikanischen Handels bildet.

Die Zubereitung des rohen Palmöls für den Handel erfordert nicht besondere Mühe. Die Palmfrüchte haben eine rundliche Form und die Größe einer Wallnuß. Das ölige, in der Reife von einer orangefarbenen Haut überzogene Fleisch umgiebt einen großen hartschaligen Kern. Zu einer Traube vereinigt, sitzen die Früchte zwischen den unteren Blattstielen am Stamm und werden, sobald sie vollständig reif geworden sind, von den Eingeborenen mit Buschmessern abgeschlagen. Die gesammelten Früchte wirft man sodann in Gefäße aus Thon oder in eiserne Kessel, welche zu diesem Zwecke von den Europäern eingeführt werden, und zerstampft sie vermittelst hölzerner Stempel. Hierauf vermischt man den Brei mit Wasser, bringt ihn über langsames Feuer und kocht unter beständigem Rühren die Flüssigkeit, wodurch das Öl abgesondert, und die Kerne und Fasern des Fruchtfleisches ausgeschieden werden, welche letztere man mit Schöpfern aus grobem Geflecht entfernt. Die nunmehr klare Flüssigkeit läßt man erkalten und füllt das Öl, nachdem das Wasser sich abgesetzt hat, in thönerne Kalebassen oder hohle Kürbisse, in welchen es zum Verkauf gebracht wird. In solchem Zustande gebrauchen es auch die Eingeborenen und ebenso die in Kamerun sich aufhaltenden Europäer als Nahrungsmittel, zur Bereitung der Speisen. Das frische Öl hat einen sehr angenehmen Geschmack, und Fische, in Palmöl gekocht, oder Palmölsuppe mit „Fufu" (aus geschlagenem Jams bereitete Schaumklöße)

sind Gerichte, welche auch den verwöhnten Gaumen europäischer Feinschmecker angenehm zu reizen vermögen. Auch als Heilmittel ist dieses wichtige Produkt allgemein beliebt. Die Mädchen benutzen es als Haarbalsam für ihre schwarzen Locken, und endlich salben die Neger ihren Körper mit dem Palmöl, um der austrocknenden Wirkung, welche die heiße Atmosphäre auf die Körperhaut ausübt, zu begegnen und bei der mangelhaften Bekleidung damit gegen die Einflüsse der Witterung sich zu schützen, Erkältungen vorzubeugen, obwohl der Duft, mit welchem sie sich durch solches Einsalben umgeben, nicht gerade gerühmt werden kann.

Jams wird im Flußgebiete nur wenig gezogen, gedeiht aber ausgezeichnet in den Bergen.

Ein für die Eingeborenen sehr wichtiges Nahrungsmittel bilden die länglichen, Georginenknollen ähnlichen, in Büscheln zusammensitzenden Wurzeln der Kassaven. Da dieselben neben viel Stärkemehl auch Blausäure enthalten, so können sie erst durch eine geeignete Behandlung genießbar gemacht werden. Man vergräbt sie dazu einige Tage in den Schlamm des Flusses, wodurch die äußere Schale sich ablöst. Das Mehl wird sodann in Wasser geknetet und gewaschen, um den giftigen, blausäurehaltigen Saft zu entfernen, zu Rollen geformt und getrocknet. Es bildet so eine feste, zähe Masse von etwas säuerlichem Geschmack, die nur der Negermagen verdauen kann.

Die Pisang werden noch unreif, bevor der Mehlstoff sich in Zucker umgesetzt hat, gepflückt, dann in Wasser gekocht, mit Palmöl zubereitet, oder aber in der Schale am Feuer geröstet, in welchem letzteren Zustande sie die Stelle des Brotes vertreten. Vollkommen zur Reife gelangt, sind Pisang und Bananen außerordentlich wohlschmeckend, für den Europäer die angenehmsten und zuträglichsten Früchte, welche die Kamerungegend liefert. Mais wird nur wenig gebaut und wie der Pisang halbreif am Feuer geröstet genossen; denn ein Zermahlen desselben und Brotbereitung kennen die Dualla nicht.

Ein sehr beliebtes Genußmittel ist der Palmwein, Mimbo oder Mao genannt. Wird derselbe aus der Weinpalme gewonnen, so fällt man den betreffenden Baum, bohrt den saftreichen Stamm gegen

seinen Wipfel hin an und steckt in das Bohrloch einen hohlen Kürbis mit flaschenförmigem Halse hinein. Nach wenigen Stunden ist das Gefäß mit dem Safte gefüllt, welcher frisch einen sehr süßen, angenehmen Geschmack, ähnlich dem unseres Birkenwassers hat und sehr berauschend ist. Er geht aber bald in Gärung über und wird deshalb auch gekocht, wodurch er zwar seine Süße sowie das Berauschende verliert und ungefähr den Geschmack unseres sogenannten Warmbiers annimmt, dagegen längere Zeit sich hält und für den Europäer der Gesundheit viel zuträglicher ist. Auch von der Kokospalme gewinnt man Wein. Dieser Baum hat einen hohen, schlanken und glatten Stamm von dreißig bis fünfzig Fuß Höhe, welcher an seinem Wipfel eine Krone, wenig aufgerichteter, fast horizontal abstrebender Fiederblätter trägt. Mit Hülfe eines aus Bast geflochtenen und zu einem Ringe vereinigten Streifens, welchen der Neger um sich und den Stamm schlingt, besteigt er den Baum. Die Beine sind steif gegen den Stamm gestemmt; der Oberkörper aber, von demselben abgelehnt, ruht mit dem Rücken gegen den Baststreifen, welcher den Körper am Stamme festhält. Das Aufwärtssteigen geschieht nun in der Weise, daß der Neger mit dem Baststreifen am Stamme aufwärts greift und mit den Füßen in stufenartige Auskerbungen tritt, welche zu diesem Zwecke in den Baum geschlagen wurden. Oben, dicht unterhalb der Krone wird letzterer angebohrt, und in das Bohrloch eine Kürbisflasche gesteckt, welche man allabendlich herabholt und mit einer andern leeren vertauscht.

Wie alle westafrikanischen Negerstämme sind die Dualla Fetischdiener; doch existiert eine eigene Priesterkaste, wie sie besonders an der Goldküste sich breit macht, bei ihnen nicht. Aufgestellte Götzen bemerkt man nirgends, während an der Goldküste allenthalben an den Wegen aus Holz oder Thon gefertigte Fetische in derselben Weise wie die Marienbilder in unseren katholischen Gegenden stehen, zu welchen die Eingeborenen Kauriemuscheln, Früchte und andere Erträge ihrer Felder als Opfergaben bringen. Häufig sieht man dagegen in Kamerun an Feldern, zeitweise von den Besitzern verlassenen Hütten oder Gerätschaften, Bündel von Gras oder Bananenblättern,

auch kleine, flaschenförmige Kürbisse aufgehängt. Diese Merkmale werden „Juju" genannt und haben den Zweck, die betreffenden Gegenstände gegen die Angriffe Unbefugter, gegen Diebstahl zu schützen. Der Besitzer hat sein Eigentum auf solche Weise unter einen Zauber gestellt, und man glaubt, daß wer derartig geschützte Sachen antastet, von dem Gott „Elung" geholt werde und eines qualvollen Todes sterbe. Welche große Achtung und Scheu das Volk vor diesen Zauberzeichen empfindet, erfuhr Verfasser bei einer Flußpferdjagd. Wir hatten, mein verstorbener Reisegefährte Dr. Lühder und ich, im Wuri ein Flußpferd geschossen. Der Kadaver war von den Negern noch spät abends an das Land geschleppt und von den Häuptlingen in der Absicht, das Fleisch bis zum andern Tage, wo die Verteilung stattfinden sollte, zu sichern, mit Juju behängt worden. In der Nacht kamen nun einige Neger, welche, fremd in dem Dorfe, bei der Verteilung nichts zu erwarten hatten und doch höchst lüstern auf den selten gebotenen Leckerbissen blickten, zu uns und baten um Fleisch. Als ihnen bedeutet wurde, von dem Kadaver abzuschneiden, so viel ihnen beliebte, wagten sie aus Furcht vor den Juju dies nicht zu thun, und erst als ich die Graswische herunter geschlagen, machten sie sich voller Freude und Eifer darüber her.

Diebstahl wird mit Ohrenabschneiden, in schwereren Fällen auch mit dem Tode bestraft. Bei vorgefallenen Verbrechen, Morden oder Diebstählen wird zur Entdeckung des Thäters der Fetischtrank, die Abkochung einer giftigen Rinde, angewendet, welchen man den der That Verdächtigen reicht. Verunglückt jemand durch einen Leoparden, eine Schlange oder ein Krokodil, was namentlich bei der Häufigkeit der Krokodile im oberen Kamerunflusse nicht selten vorkommt, so glaubt man, daß ein Feind des Getöteten das Tier behext habe. Man übergiebt also die Angelegenheit dem „Medizinmann" zur Untersuchung. Letzterer versteht die Sprache der Krokodile, erkundigt sich bei den Altmeistern dieser edlen Zunft nach dem Vorgefallenen und erfährt von denselben die Namen der Übelthäter. Es wird ein Palawer, eine Versammlung berufen, und der Krokodildoktor bezeichnet

diejenigen, welche die Krokodilältesten ihm angegeben haben. Selbstverständlich sucht er sich hierbei seine „speziellen Freunde" aus oder solche, deren Tod ihm irgendwelchen Nutzen bringen kann. Die Bezeichneten müssen, um sich vom Verdachte zu reinigen, den Fetischtrank nehmen. Tritt sofort Erbrechen ein, so ist die Unschuld bewiesen, die Krokodile haben gelogen, und der Doktor übernimmt es, sie dafür zu züchtigen. Im andern Falle aber liegt das Verbrechen klar; man macht nicht große Umstände und schlägt dem Missethäter den Kopf ab.

Abschlachtungen von Menschen kommen bei den Dualla, wenngleich nicht im entferntesten in der Häufigkeit und in ähnlichem Umfange wie bei den blutgierigen Despoten von Dahomey oder den nicht minder barbarischen Herrschern des Aschantilandes, nicht gerade selten vor, und wenn auch der Verfasser über wahren Kannibalismus aus eigener Erfahrung nicht zu berichten vermag, so hat doch ein ausgezeichneter Kenner der Kamerungegend, Herr Johannes Thormählen, welcher sechs Jahre in Kamerun als Kaufmann thätig gewesen und jetzt Mitinhaber eines der bedeutendsten in Westafrika vertretenen Handelshäuser ist*), Fälle erlebt, in welchen dem Abschlachten Kriegsgefangener das Verspeisen der Leichname folgte. Auch der Einfluß des jetzt verstorbenen, hochverdienten englischen Missionars Saker, welcher mehrere Jahrzehnte in der Kamerungegend gewirkt, vermochte solchem Unwesen nicht zu steuern. Namentlich pflegen junge Herrscher beim Antritt ihrer Regierung sich damit einzuführen, daß sie eine Anzahl Feinde töten. Erst dann werden sie als „Männer" geachtet. Da sich nun nicht immer eine passende Gelegenheit zu Heldenthaten findet, noch häufiger aber es dem würdigen Häuptling an dem nötigen persönlichen Mute gebricht, so schlägt ein solcher Biedermann einfach einigen seiner wehrlosen Sklaven die Köpfe ab, welche er dann als Trophäen vorzeigt. Eine derartige, so recht den feigen und hinterlistigen Charakter der Dualla kennzeichnende Handlungsweise wurde sogar dem bedeutendsten und tapfersten Manne der Kamerungegend dem König Bell, nachgesagt.

*) Firma: Jantzen und Thormählen in Hamburg.

Als höchste Gottheit gilt der Elung, zu dessen Ehren allmonatlich zur Zeit des Vollmondes nächtliche Zauberfeste abgehalten werden, wobei man unter Lärm und Schießen die Gottheit in Gestalt eines Götzen durch das Dorf trägt. Nur Männer aber, und zwar freie Neger dürfen an diesen Aufzügen teilnehmen. Den Sklaven, Weibern und Kindern ist es streng verboten, denselben zuzuschauen. Sie würden beim Anblick des Elung tödlich erkranken und werden deshalb während der Dauer der Feier in ihren Hütten eingesperrt. Der Zug bewegt sich dann nach dem Jujuplatz, einer Stelle im Walde oder in der Nähe des Dorfes, wo unter Trommellärm und dem Murmeln von allerlei Beschwörungsformeln eine Grube gegraben wird, in welche man Früchte und Kräuter hineinwirft und das Blut eines frisch geschlachteten Huhnes hineinlaufen läßt. Nachdem die Grube wieder zugeschüttet, ein Bananensproß auf der geheiligten Stelle gepflanzt, nachdem man den Rest des Palmweins, welcher bei den Anwesenden die Runde gemacht, darauf gegossen, und jeder der Teilnehmer auf die Stelle mehrmals gespien hat, ist der Zauber beendet. In der folgenden Nacht findet sodann unter Trommeln, Schreien und Singen ein allgemeines Freudenfest, das Jujufest, statt, wobei die Weiber Tänze aufführen, während die Männer, malerisch um ein großes Feuer gruppiert, bei Rum und Palmwein denselben zuschauen. Die gemeinsamen Tänze sind Rundgänge in bestimmtem gleichmäßigen Takt, wobei die einzelnen Teilnehmerinnen sich bemühen, den Körper in jeder möglichen Weise zu verdrehen und zu verrenken, dazu in die Hände klatschen und einen recht monotonen Gesang anstimmen. Die Einzeltänze, welche die Frauen des Häuptlings der Reihe nach aufführen, bestehen in höchst sonderbaren Fußstellungen und ebenfalls Körperverdrehungen, wobei die Tanzende sich langsam im Kreise dreht, begleitet von dem Klatschen, Lachen und Schreien der Umstehenden und durch die Tanzmusik, welche in höchst unharmonischer Weise aus Trommeln, Cithern und Klappern zusammengesetzt ist und doch, nach der Unermüdlichkeit zu urteilen, mit welcher die Musikanten die Instrumente bearbeiten, das Trommelfell des Negers höchst angenehm erregen muß.

Eine andere Gottheit ist der Mungi, der böse Gott. Wenn auftretende Seuchen viele Menschen wegraffen, so glaubt man, der Mungi hole sie.

Bei der Trägheit und Stumpfheit der Dualla sind Festlichkeiten bei ihnen im allgemeinen nur selten und tragen nicht den munteren Charakter wie bei den aufgeweckteren, intelligenteren Bewohnern der Gold- und Kruküste.

Eine große Festlichkeit, das Parraparrafest, findet alljährlich einmal in Kamerun statt. Es ist dies ein Ringfest, zu welchem die einzelnen Ortschaften Kämpfer stellen, die gegen einander in die Schranken treten. In gebückter Stellung nähern sich die Parteien bei diesen Spielen; jeder der Kämpfer sucht das Bein seines Gegners zu erfassen, um ihn auf diese Weise zu Fall zu bringen. Der Sieger wird von seinen Genossen jubelnd begrüßt, und namentlich gebärdet sich die Mutter desselben ganz ausgelassen vor Freude über die Ehre, welche ihr durch ihren Sohn widerfahren ist. Den Unterlegenen aber versetzt die Schande oft in einen solchen Ingrimm, daß er öffentlich seiner Mutter flucht, weil sie ihn nicht stärker geboren habe.

Totenfeste sind wie bei allen Negerstämmen auch bei den Dualla üblich und währen je nach dem Range des Verstorbenen einen oder mehrere Tage, wobei dann viel gelärmt, musiziert, getanzt und noch viel mehr Rum getrunken wird. Aber nur freien Männern wird noch im Tode diese Ehrenbezeigung erwiesen; Sklaven, Frauen und Kinder genießen solche Achtung nicht. Beim Tode eines Familienhauptes scheren sich die Frauen zum Zeichen der Trauer das Kopfhaar ab und schwärzen das Gesicht mit Ruß. Es erscheinen sodann die Klageweiber, welche angesichts der Leiche sich mit Sand bestreuen und Einzeltänze aufführen, die sie mit Schreien und Wehklagen begleiten. Der Leichnam wird hierauf in eine Matte gewickelt und, nachdem man verschiedene Gegenstände, die Waffen des Verstorbenen, Kleidungsstücke und Lebensmittel hinzugefügt, unter dessen Hütte begraben, welche sodann unbewohnt bleibt und zerfällt. Sind die üblichen Feste gehalten, so ist der Tote vergessen; man spricht nicht mehr von ihm. Der älteste Sohn erbt das ganze Besitztum des Vaters, auch dessen Frauen,

welche er ebenso wie seine Schwestern nach Belieben verkaufen kann. Die Brüder, welche nichts erhalten, sind ebenfalls von ihm abhängig. Nur seiner Mutter zollt er größere Achtung, giebt ihr eine Hütte und sorgt bis an ihr Lebensende für ihren Unterhalt.

Staatliche Einrichtungen fehlen bei den Dualla vollständig. Die einzelnen Ortschaften werden von Häuptlingen regiert, welche einander unabhängig gegenüberstehen, so weit nicht der mächtigere einen Einfluß auf die Nachbaren ausübt, deren Macht im eigenen Gebiet aber auch beschränkt ist, da ihnen in der Regel ein Rat der Ältesten des Dorfes zur Seite steht. Beständiger Hader und Streit sind natürlich die Folge solcher zerrütteten Verhältnisse, und die Kriege nehmen kein Ende. Da der Tod eines freien Mannes, auch wenn dieser im Kriege gefallen, Blutrache fordert, solche aber wieder eine neue seitens der Gegenpartei nach sich zieht, so können die Kämpfe niemals beigelegt werden. Die beiden mächtigsten Häuptlinge der Kamerungegend Bell und Aqua, streiten sich beständig um die Oberherrschaft und liegen fast dauernd mit einander in Fehde, an welcher die kleineren Herrscher, die in der Mehrzahl zu jenen in verwandtschaftlichen Beziehungen stehen, Deido, Jost, John Aqua, Makuri, Prisso, und wie sie alle heißen, Partei ergreifen.

Die Einfuhr von Schußwaffen und Pulver seitens der Europäer hat die einheimischen Waffenarten, Lanzen, Speere und Pfeile, vollständig verdrängt. Nur kurze, in Scheiden von Ziegenfell steckende Schwerter sind noch in landesüblicher Form im Gebrauch, und diese, nebst einer zur Aufnahme des Pulvers bestimmten Kürbisflasche und einem Lederbeutel für das Blei an einem Gehänge über die linke Schulter getragen, sowie eine aus Flechtwerk hergestellte und mit Ziegenfell überzogene, halbkugelförmige Kriegskappe und eine Muskete bilden die Ausrüstung für den Krieger. Während des Aufenthalts des Verfassers in Kamerun fungierten bei den damals gerade hochgehenden Kriegswogen als Kriegskappen auch einige preußische Pickelhauben, welche verkehrt, den Adler nach hinten, auf den Kopf gesetzt wurden und sogar ein alter Damen-Strohhut, den die Tochter eines englischen Missionars abgelegt hatte, und um welchen man den Besitzer sicher

beneidete. Meistenteils sind Feuerschloßgewehre im Gebrauch, natürlich ganz elende Schießprügel, die kaum begreiflich die ungeheure Pulverladung aushalten, welche die Neger hineinpfropfen. Daneben findet man aber auch Hinterladerbüchsen. Trotz solcher Bewaffnung bleiben die Kämpfe recht harmlos, weil die Neger mit den Gewehren nicht umzugehen lernen. Das Aufblitzen des Pulvers in der Pfanne fürchtend, wendet der Schütze beim Losdrücken den Kopf weg; an ein Treffen ist da natürlich nicht zu denken. Auch kommt es bei der wahrhaft Abscheu erregenden Feigheit der Dualla niemals zum Handgemenge. Vielmehr nehmen beide Parteien Defensivstellungen hinter Bäumen, Gestrüpp oder künstlichen Verschanzungen ein. Auf dem Bauche kriechend, die geladene Flinte vor sich her schiebend, schleichen die Mutigeren der schwarzen Krieger gegen die feindliche Stellung vor, knallen, sobald sie eines Gegners ansichtig werden, blind ins Blaue hinein — natürlich wirkungslos — und laufen dann, so schnell, als die Beine sie tragen, in die sichere Deckung zurück. Auf solche Weise beschießen die Parteien einander wochenlang, ohne Fortschritte zu machen, wenn es nicht einer derselben durch Überrumpelung des Gegners gelingt, einen Vorteil zu erringen. An den Kämpfen nimmt außer den Sklaven, welche gezwungen sind, in den Krieg zu ziehen, von freien Negern nur Anteil, wer gerade Lust hat. Wer kein Gewehr besitzt, ist von vornherein entschuldigt. Von den Vornehmen und Ältesten des Dorfes beteiligen sich nur wenige, welche die Führer machen, unmittelbar am Kampfe; die anderen schicken ihre Sklaven denn sie selbst müssen ja bei Rum und Genèvre in tagelangen Palawern über die Lage beraten.

Der mehrfach erwähnte König Bell hatte in einem Kriege, an welchem Verfasser als „Schlachtenbummler“ sich zu beteiligen, Gelegenheit fand, auch einmal kleine Böller aufgestellt, mit welchen die „Stadt“ seines feindlichen Nachbars Aqua zusammengeschossen werden sollte. Da dieselben keine Lafetten besaßen, so überschlugen sie sich nach dem Schusse durch die Rückwirkung der starken Ladung und erschienen deshalb den Negern höchst respekteinflößend. Nur die mutigsten Leute wagten es daher, diese Böller zu bedienen. Da aber auch

diese ihr wertvolles Leben nicht tollkühn der großen Gefahr aussetzen mochten, so wurde ein Pfropfen angefeuchteten Pulvers auf das Zündloch gesteckt, welcher, angezündet, langsam abbrannte und so dem wackeren Kanonier Zeit ließ, sein schätzbares Ich hinter einem Baum oder Wall in Sicherheit zu bringen und dort die Wirkung seiner kühnen That abzuwarten.

Auch zu Wasser werden Gefechte geliefert in kolossalen Kriegskanoes, deren Bug dann in der Regel mit eigenartigen Emblemen, aus Holz geschnitzten und bunt bemalten Tiergestalten, verziert ist. Solche Kanoes fassen fünfzig bis sechzig Mann, von welchen die Mehrzahl die kurzen, mit spitzovalen Spateln versehenen Ruder führt, während die übrigen mit Büchsen bewaffnet sind. Zwei feindliche Kanoes halten sich, einander beschießend, in respektvoller Entfernung. Sobald aus dem einen ein Schuß fällt, liegt die Bemannung des Gegners auf dem Boden des Fahrzeuges, oder springt auch wohl über Bord, wenn die Kugel ausnahmsweise nahe über die Köpfe hinzischte.

So werden denn in den Gefechten nur wenige Menschen verwundet, und zwar in der Regel nicht solche, welche in der Schlachtreihe sich befinden, sondern Unbeteiligte, welche eine fehlgegangene Kugel zufällig erreicht. Hin und wieder erhält die Erbitterung durch Abfangen einzelner Leute, denen natürlich sofort der Kopf abgeschnitten wird, neue Nahrung; schließlich ermüden die beiden Parteien, oder werden durch die Verwundung hervorragender Personen entmutigt, und es tritt eine längere Pause ein, bis der ungesühnte Tod eines im Kriege Gefallenen wieder Vorwand zu einem Morde und damit Anlaß zu neuen Kämpfen wird.

Recht auffallend ist in der Kamerungegend der Gebrauch einer Signaltrommel, „ndimbe“ genannt. Dieselbe besteht aus einem oval geformten, oben und unten abgeflachten, ausgehöhlten Holzstück von etwa drei Fuß Länge und ein und einem halben Fuß Höhe. An der oberen Längsseite befindet sich eine schmale, spaltförmige Oeffnung, die durch einen Steg in zwei ungleiche Teile getrennt wird. Je nachdem man mit einem Holzklöpfel auf das eine oder andere Ende

des Spaltes schlägt, kann man verschiedene Töne hervorbringen. Durch diese sowie durch verschiedene Rhythmen des Trommelns erhält man eine Anzahl von Signalen, welche ganz bestimmte Bedeutung haben, und dieses Signalsystem ist derartig ausgebildet, daß man jeden Gedanken durch die Trommel zum Ausdruck bringen kann. Auf eine Entfernung, in welcher die menschliche Stimme nicht mehr vernommen wird, vermittelt die Trommel die Unterhaltung. Jedes Ereignis in einem Dorfe wird sofort ausgetrommelt. Sobald man den Klang der Trommel, auf welchen der Neger sofort achtet, im nächsten Orte vernimmt, wird das Signal weiter gegeben, und innerhalb ganz kurzer Zeit ist die ganze Kamerungegend von dem Vorfall unterrichtet. Wenn der englische Postdampfer in Kamerun einlief, erhielt Verfasser in seiner Station etwa ein und eine halbe Meile aufwärts am Flusse oft schon innerhalb kaum einer halben Stunde die Nachricht.

In anthropologischer Hinsicht scheint das Dualla-Volk der westlichen Bantugruppe anzugehören, und die Sprache ein Idiom dieses weit über Südafrika verbreiteten Sprachstammes zu sein. Letztere ist sehr einfach und wortarm. Flexionen scheinen zu fehlen oder doch nur in geringem Grade vorhanden zu sein. Auch hinsichtlich der Aussprache bietet die Erlernung der Sprache dem Europäer keine Schwierigkeiten. Um ein ungefähres Bild des Wortklanges zu geben, sei eine Anzahl im Umgange gebräuchlicher Bezeichnungen und Redewendungen, wie sie seinerzeit vom Verfasser notiert und beim Verkehr mit den Negern gebraucht wurden, angeführt.

Die Zahlwörter von eins bis zehn lauten: ewo (w englisch gesprochen), bibba, melallu, binde, betano, mutoba, mssangba, elombe, deboa, dum. Höhere Zahlen werden durch Zusammensetzungen oder Wiederholungen ausgedrückt, so heißt zwanzig dum-dum, dreißig dum-dum-dum.

Gestern heißt enge, heut jattatano, morgen kirti, übermorgen schubá; dann giebt es aber auch eine Bezeichnung für die Zeit nach drei Tagen, nämlich schulallu und nach vier Tagen schune.

Viel: gita, nicht mehr vorhanden, ausgegangen: mobéu, z. B. die Prise (muschónno) ist ausgegangen: muschónno mobeu. Ich will nicht (Abweisung): lobangi, Warte, sei ruhig: kanapi.

Dorf: boa, Wasser: madibá, daher der Kamerunfluß (Wasser der Dualla): madiba di Dualla, Berg: mungo, Schiff oder Kahn borra, der Weiße (der Europäer): mukálla, Schiff des Weißen: borra di mukalla, Öl: mula, Palmwein: mao, Mais: bassa, Fisch: ssúe, Huhn: uba, Hühnerei: moi m'uba, Flußpferd: ngubu, Geschenk: abiamba, Hinterlist: katakata, ein schlechter Mensch: obubbi, Dieb: giba, Hand: dia, gieb mir die Hand: mulamba dia, schlagen: dipa, schlafen: nakojo, töten: nabo, trinken: namajo, kaufen: namanda, bringen: bullama, bringe mir Palmwein zum Trinken: bullama mao namajo, bringe mir Hühner zum Kauf: bullama uba namanda.

Der vorerwähnte englische Missionar Saker hat ein Duallawörterbuch verfaßt, auch die Bibel in diese Sprache übersetzt.

Die europäischen Kaufleute hatten bis auf die neueste Zeit in Kamerun wie in den meisten sogenannten Ölflüssen an der westafrikanischen Küste keine Faktoreien am Lande, sondern wohnten mit Hab und Gut auf Schiffen, welche im Strome verankert wurden. Es geschah dies hauptsächlich der Sicherheit wegen, zum Schutze gegen die Belästigungen seitens der Neger, gegen deren unvermeidliche Diebereien und gegen die Störungen, welche der beständige Hader der Schwarzen unter einander bereitete. Oft ist es auch vorgekommen, daß die Neger, unzufrieden mit den ihnen für das Palmöl gebotenen Preisen, eine Handelssperre einführten, nicht allein den Verkehr mit den Europäern abbrachen, sondern diese auch verhinderten, mit ihren Booten den Fluß zu befahren oder an das Land zu kommen.

So lange Kamerun unabhängiges Gebiet war, so lange keine europäische Staatsgewalt sich einmischen konnte, standen die Kaufleute machtlos solchem Verfahren gegenüber. Namentlich hatten die Vertreter des deutschen Hauses C. Wörmann in Hamburg mehrfach unter der rohen Willkür der Eingeborenen zu leiden. Denn während die englischen Kaufleute durch die von Zeit zu Zeit in den Fluß ein-

laufenden Kriegsschiffe dieser Nation Genugthuung für ihnen widerfahrene Unbill empfangen konnten und auch erhielten, waren die Deutschen vollständig schutzlos, nur auf sich selbst angewiesen, da niemals die deutsche Kriegsflagge in diesem Teile Westafrikas sich gezeigt hatte, und so ereignete es sich denn im Jahre 1871, als die Hulk des Herrn Wörmann wegen eingetretenen lecken Zustandes an das Ufer gebracht werden mußte, daß die Neger gewaltsam von dem Schiff Besitz ergriffen und die ganze Ladung plünderten. Jetzt, nachdem das Gebiet unter deutschen Schutz gestellt ist, kann derartiges nicht mehr vorkommen. Das Erscheinen eines deutschen Kanonenbootes im Flusse würde stets genügen, den gestörten Frieden in der Kamerungegend wiederherzustellen.

In neuerer Zeit hat sich übrigens das Verhältnis zwischen Europäern und Negern in Kamerun derartig günstig gestaltet, daß mehrere der dort vertretenen Handlungshäuser schon Faktoreien am Lande errichtet haben. Die Mehrzahl der Kaufleute wohnt indessen auch jetzt noch auf Schiffen, und diese schwimmenden Wohnungen und Depots sind zweierlei Art. Entweder werden die mit Tauschwaren in den Fluß einlaufenden Seeschiffe im Strome verankert, abgetakelt, ihre Decks zum Schutze gegen die glühenden Sonnenstrahlen mit einem Palmblattdache versehen und bleiben so lange liegen, bis alle Waren verkauft, und der Schiffsraum dagegen mit den Landesprodukten gefüllt ist, oder aber man verankert — vermauert, wie der Kunstausdruck der Seeleute lautet — dauernd eigens für den Zweck eingerichtete Schiffsrümpfe, Hulks, wie die Engländer sie nennen, in welche die je nach Erfordernis mehrmals im Jahre eintreffenden Schiffe ihre für den Tauschhandel eingeführten Güter ablöschen, um dagegen die inzwischen eingehandelten Exportartikel in Empfang zu nehmen. Man benutzt als Hulks vielfach alte, nicht mehr seetüchtige und deshalb an Privatleute verkaufte Kriegsschiffe. Alte englische Linienschiffe erfüllen zum Teil noch diesen Zweck. Auf dem Hinterteil der Hulk wird eine luftige Behausung für die Agenten errichtet, und das ganze Deck mit einem dauerhaften Dache aus Wellblech versehen.

Zu ihrer Bedienung und zur Arbeit auf den Schiffen haben die Kaufleute, da die Eingeborenen von Kamerun zu träge und zu jeder Arbeit unbrauchbar sind, Kruneger an Bord. Es sind das die Eingeborenen von Kap Palmas, welche man an der ganzen Küste von Ober-Guinea im Dienst der Europäer findet. Die hinausfahrenden Schiffe legen an der Kruküste an und nehmen eine Schar dieser Neger, welche unter einem selbstgewählten Anführer stehen, an Bord. In der Regel vermieten sich die „Krooboys“ auf zwei bis drei Jahre, nach welcher Zeit sie von Landsleuten abgelöst werden. Während ihrer Dienstzeit sind sie nicht viel besser daran als Sklaven. Jede Strafe müssen sie hinnehmen, und nicht selten bekommen sie das Tauende zu kosten. Wer davonläuft, — was aus Furcht vor Strafe öfter sich ereignet, — geht seines Lohnes verlustig, der erst mit Ablauf der Dienstzeit ausgezahlt wird. Heimkehrende Kruneger sind mit Waren aller Art, dem wohlverdienten Lohne für die dreijährige Dienstzeit, reich beladen. Mit bunten, seidenen Tüchern und Perlschnüren behängt, kehren sie in ihre Heimat zurück, in der löblichen Absicht, eine Frau zu kaufen und sich häuslich niederzulassen. Die meisten verjubeln aber schnell ihr ganzes Besitztum und treten dann von neuem in die Dienste der Europäer.

Für den Handelsverkehr sind die Kruneger in jenen Gebieten, wo man bei der Gefährlichkeit des Klimas für den Weißen auf die Benutzung europäischer Arbeitskräfte verzichten muß, in der That unentbehrlich. Jede Arbeit auf den Schiffen, auch das Rudern europäischer Boote mit unseren üblichen langen Riemen oder Petscheln, welche der an die kurzen, spatelförmigen Ruder (Paddel) gewöhnte Neger nur mit Mühe handhaben lernt, verrichten sie mit großer Geschicklichkeit. Zur Beschäftigung auf dem Lande eignen sie sich freilich weniger. Dabei sind es ungemein genügsame Menschen. Zu ihrem Unterhalt empfangen sie in der Hauptsache nur Reis — welchen sie, nebenbei bemerkt, vorzüglich zu kochen verstehen, wie das keine deutsche Hausfrau zustande bringt. Hin und wieder werden ihnen ein paar Ziegen geschlachtet oder Fische geliefert. Vorteilhaft zeichnen sich die Kruneger vor anderen Negerstämmen, insbesondere vor den

Dualla auch durch ihre Verträglichkeit unter einander, durch Kameradschaftlichkeit aus. Zank und Streit, der bei jenen an der Tagesordnung ist, kommt selten unter ihnen vor, und Geschenke, welche der einzelne empfängt, werden regelmäßig unter den Genossen geteilt.

Der Handel zwischen Europäern und Eingeborenen besteht in einfachem Tauschverkehr. In ihren schmalen Kanoes bringen die Neger ihre Landesprodukte an Bord der Hulks. Die wichtigsten Artikel sind Palmöl und Elfenbein. Von letzterem gelangen bedeutende Quantitäten in den Handel, und es ist kaum begreiflich, daß die Elefanten trotz solcher Nachstellungen auch in dem Küstenstriche noch in zahlreichen Herden vorkommen. Die Kerne der Ölfrüchte, welche man früher unbenutzt verwarf, haben als „Palmkerne" seit einem Jahrzehnt sich den Markt erobert und werden in immer größeren Massen ausgeführt. Durch Auspressen erzielt man aus ihnen einen lohnenden Ertrag guten Oeles. Die Grundnüsse (Arachis hypogaea), welche in Afrika als Nahrungsmittel sehr geschätzt sind, bilden ihres starken Ölgehalts wegen ebenfalls einen nicht unbedeutenden Handelsartikel. Das durch Auspressen gewonnene Öl wird vielfach zum Verfälschen des Olivenöls benutzt Ferner liefert die Kamerungegend noch Rotholz und den neuerdings in den Handel gebrachten, von der Weinpalme herrührenden Raphia-Bast. Gegen diese Rohprodukte tauschen die Neger Baumwollenzeuge, Rum, Tabak, Gewehre, Pulver, Salz, Seife, Perlen, Bandeisen, Messer, Beile und andere Erzeugnisse europäischer Industrie ein. Die Kaurimuschel ist zur Vermittelung des Handels in Kamerun nicht gebräulich, ebensowenig gilt europäisches Geld. Man bestimmt aber den Wert der Produkte nach einer gewissen Tauscheinheit, welche die Valuta darstellt und das „Kru" genannt wird. Ein bestimmtes Gewicht Elfenbein und ein gewisses Maß Palmöl (etwa 40 Kilo betragend) wird als Kru gerechnet, und solchem entspricht wieder ein Kru in europäischen Waren, die für jenes Quantum gezahlt werden und den Wert von zwanzig Mark repräsentieren, wobei man freilich nicht den Einkaufs-, sondern den dort giltigen Verkaufspreis der Waren als Wert derselben annimmt. Eine kleinere Einheit, den vierundzwanzigsten Teil des Kru,

nennt man das „Bar", welches also dem ungefähren Wert von einer Mark in Waren nach den landesüblichen Preisen entspricht. So gilt ein Bund Tabak, eine Flasche Rum, ein Messer, ein Bund Perlschnüre und dergleichen je ein Bar. Für eine Hütte, welche der Verfasser gemietet hatte, zahlte derselbe wöchentlich sechs Bar, beispielsweise also sechs Messer, welche nominell den Wert von etwa sechs Mark darstellten, deren Einkaufspreis in Europa sich aber auf höchstens 1,50 belief. Der angenommene Wert der Waren beträgt somit also oft das Vierfache des Einkaufspreises.

Der Tauschhandel ist ein entsetzlich langwieriges und langweiliges Geschäft, da der Neger die Bedeutung des Wortes Zeit nicht kennt, lange überlegt, aber auch viel Schlauheit entwickelt in der Erzielung eines möglichst hohen Preises. Hat man sich nach langem Feilschen auf eine bestimmte Anzahl Kru für die gelieferten Produkte geeinigt, so geht es an das Aussuchen der Waren. Da gefällt nun bald dieses Muster, bald jene Farbe in den Baumwollenstoffen dem Neger nicht. Hat er zuerst Zeug genommen, so will er nachher Eisenwaren. Später möchte er letztere wieder durch Tabak oder Perlen ersetzen. Endlich besinnt er sich, daß er doch eigentlich immer recht großen Durst habe, und so entscheidet er sich schließlich für Rum. Alles wird auf das genaueste untersucht, auch nicht der geringste Makel bleibt übersehen. Uebrigens bezahlt man eine größere Lieferung stets mit einer Auswahl verschiedener Artikel, niemals ausschließlich mit einem einzigen, weil der Verdienst an den einzelnen Warengattungen ein ungleicher ist. So wird auf ein gewisses Quantum Palmöls nur eine bestimmte Anzahl von Gewehren, eines teueren und deshalb weniger Gewinn abwerfenden Artikels geliefert, während der Rest des Betrages in geringeren Waren, Baumwollenzeug, Tabak, Rum, gewählt werden muß. Ist auf solche Weise das Geschäft endlich abgeschlossen, so verlangt der Neger noch ein „dash", in Geschenk. Bedeutenderen Händlern unter den Eingeborenen machen die Kaufleute, um deren Kundschaft sich zu sichern, nicht selten wertvolle Geschenke, und so findet man oft in den armseligen Mattenhütten große, mit Goldrahmen versehene Spiegel, prächtige Vasen,

Lampen und andere Luxusgegenstände, deren Wert der Neger garnicht zu würdigen versteht.

Die Verkehrssprache bildet in Kamerun, da bisher dort das englische Element prävalierte, die englische. Die Neger lernen Sprachen außerordentlich schnell und sind sehr gewandt, mit einem oft höchst geringen Vokabelschatze sich verständlich zu machen, ja sogar fließend und anhaltend zu reden. Freilich läßt ihre Aussprache, hinsichtlich welcher sie ja nur dem Gehör folgen, immer viel zu wünschen übrig. Ein Engländer, der nicht die betreffenden Erfahrungen gemacht hat, wird gewiß seine Muttersprache im Munde eines Negers nicht wiedererkennen, und auch in die eigentümlichen Satzbildungen kann der Europäer anfänglich sich schwer hineinfinden, da die Eingeborenen ihre eigene Ausdrucksweise nur in englische Worte kleiden. Selbstverständlich sind die in der englischen Missionsschule erzogenen Individuen hiervon auszunehmen.

Der Umgang mit den Negern wirkt auf die Dauer recht ermüdend. Tag für Tag derselbe langweilige Geschäftsverkehr, jahraus und jahrein das ewige Einerlei, wirft manchen Schatten in das scheinbar sonnige Dasein der in Kamerun als Kaufleute thätigen Europäer. Wenn auch ein Stationsvorsteher, umgeben von möglichstem Komfort, frei in seiner Faktorei, auf seinem Schiffe schaltet und gebietet, umgeben von zahlreicher Bedienung, welche stets des Winkes gewärtig steht, in dieser Hinsicht also Vorzüge genießt, die er in Europa entbehren müßte, — und welche von den nach langjähriger Abwesenheit Zurückkehrenden oft sehr vermißt werden, — wenn er auch unabhängig, auf sich allein angewiesen dasteht und thun und lassen kann, was ihm beliebt, so entbehrt er dagegen aller Annehmlichkeiten und Genüsse, welche das Leben in civilisierten Ländern bietet, auch der Zerstreuungen durch geselligen Verkehr mit Gleichstehenden. Meistens ist das Verhältnis der wenigen auf einander angewiesenen Europäer in den Kolonien nicht einmal ein freundschaftliches. Dazu kommen die beständigen Gefahren für Leben und Gesundheit, welche das feindliche Klima bereitet. Die angenehmste Abwechselung in der einfachen Lebensweise, das freudigste Ereignis

bietet das Einlaufen eines von Europa kommenden Schiffes und das allmonatliche Erscheinen des englischen Postdampfers. Ist der „steamer“ zu erwarten, so steht jeder Kaufmann auf dem Deck seines Schiffes, das mächtige Fernrohr vor dem Auge. Wehe dem Neger, welcher jetzt mit einer Kalebasse Palmöls den Beobachter zu stören versucht; eine reiche Auswahl wenig schmeichelhafter Bezeichnungen ist das geringste, was er nebst seinem Öl wieder mit sich fortnimmt; denn in so wichtigen Augenblicken ist der Herr nicht gewillt, sich stören zu lassen. Bewegungslos steht er und späht in die Ferne, bis ein Wölkchen am Horizonte das Nahen des Ersehnten anzeigt, worauf sogleich zur Begrüßung die Flagge „an den Top geht“. Nach kurzer Zeit schallt ein Böllerschuß über das Wasser; der schöne, schlanke Dampfer liegt zwischen den Hulks. Auf allen Schiffen werden die Boote klar gemacht, und acht bis vierzehn Kruneger, je nach dem möglichen Aufwand, häufig in gleiche Uniformen gekleidet, das heißt mit gleichgemusterten Lendentüchern versehen, besetzen die Ruderbänke. Über den Steuersitz wird ein Teppich oder ein Leopardenfell gebreitet, auf welchem der Besitzer der Hulk Platz nimmt, in eleganter Kleidung, den Strohhut mit einem weißen Tuche umwunden, dessen Zipfel über den Nacken herabhängen, den aufgespannten Sonnenschirm in der Hand, den unvermeidlichen, welcher auch bei bewölktem Himmel nicht fehlen darf und mehr ein Zeichen der Würde als ein Schutzmittel ist. So ausgerüstet, eilt das Boot, durch gleichmäßige Ruderschläge getrieben, dem Dampfer zu. Von allen Seiten fahren die Kaufleute herbei. Die Briefe werden in Empfang genommen, Ladungen geholt und abgegeben und ein Paar Stunden mit den Offizieren des Dampfers verplaudert, bis der Böllerschuß die Abfahrt verkündet. Bald ist der Rauch des Schiffes wieder hinter dem Horizonte verschwunden; die Kolonie liegt in ihrer früheren Einsamkeit und Alltäglichkeit da.

Was nun die Bedeutung von Kamerun als Besitzung des Deutschen Reiches betrifft, so ist die Wichtigkeit dieser Kolonie als Handelsplatz nicht zu unterschätzen. Es werden ganz bedeutende Quantitäten von Palmöl und Elfenbein exportiert. Nach den dem Ver-

fasser von Herrn Joh. Thormählen freundlichst zur Verfügung gestellten statistischen Nachweisen belief sich der jährliche Export aus Kamerun schon im Jahre 1874 auf 3 600 000 Liter Palmöl, 12 bis 15 000 Pfund Elfenbein und 8000 Centner Palmkerne, an welchem Quantum die damals neben fünf englischen als einziges deutsches Handelshaus in Kamerun vertretene Firma C. Wörmann in Hamburg mit etwa 900 000 Liter Palmöl, 7500 Pfund Elfenbein und 3000 Centner Palmkernen beteiligt war. Die Ausfuhr hat sich seitdem stetig gesteigert, bezüglich des Palmöls wenigstens verdoppelt und an Palmkernen vielleicht den zehnfachen Umfang angenommen. Nachdem auch die Firma Jantzen und Thormählen seit dem Jahre 1875 in Kamerun eine Handelsstation besitzt, von Herrn Wörmann aber eine regelmäßige Dampferverbindung mit diesem Platze eingerichtet worden ist, befindet sich mehr als die Hälfte des Gesamt-Exports in deutschen Händen. Die Ausfuhr wird aber in Zukunft noch bedeutend steigerungsfähiger werden, sobald es gelingt, das jetzt teilweise noch vollständig abgeschlossene und dicht bevölkerte Hinterland dem Handel zu eröffnen. Wenngleich der Kamerunfluß bei der Kürze seines Laufes als schiffbare Wasserstraße nicht eine ähnliche Bedeutung erlangen kann wie der Kalabar, der Kongo oder die natürliche Verbindungsstraße der Westküste Afrikas mit dem centralen Teile des Kontinents, der Niger und Binuë, welche bis Adamaua und bis an die Grenzen des großen innerafrikanischen Reiches Bornu führen, so bildet derselbe doch den Zugang zu weiten, völkerreichen Ländern. Vermutlich hat auch der jetzt noch so wenig bekannte Quaqua oder Edeafluß einen viel längeren, schiffbaren Lauf als der Kamerun und wird in Zukunft einen bequemen Handelsweg in das Innere des Landes bilden.

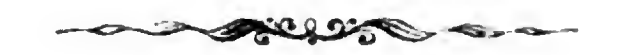
Seiner Lage im Centrum der westafrikanischen Besitzungen entsprechend wird Kamerun auch als Flottenstation für Deutschland Wichtigkeit erlangen. Niemals aber kann dort eine Ackerbau-Kolonie im gebräuchlichen Sinne des Wortes, eine Ansiedelung für Auswanderer geschaffen werden. Zwar sind in diesem Erdstriche, wo Sonne und Wasser in größter Vollkommenheit zusammenwirken, wo zahlreiche

große Flüsse das Land durchbrechen, anhaltende Regengüsse mit starkem Tau abwechselnd den Boden befeuchten und die Strahlen der Sonne zweimal im Jahre senkrecht die Erde treffen, in der Bodenbeschaffenheit wie in den Witterungsverhältnissen die denkbar günstigsten Vorbedingungen für eine wenig Mühe erfordernde und die reichsten Erträge versprechende Landwirtschaft gegeben; aber eine schreckliche Geißel lastet für den Europäer auf diesen von der Natur so bevorzugten Gebieten in dem Klima, welches geradezu als ein mörderisches für den Weißen bezeichnet werden muß. In dem afrikanischen Tropenklima kann ein Europäer nicht arbeiten, nicht sich körperlichen Anstrengungen unterziehen, niemals sich acclimatisieren, und Kamerun ist von allen Punkten der mit Recht verrufenen Westküste Afrikas einer der gefährlichsten. Malariafieber, Dyssenterie und Leberkrankheiten treten hier in höchst bösartiger Form auf. In England hieß es früher von den westafrikanischen Kolonien, daß für dieselben stets zwei Gouverneure unterwegs seien, der eine, welchen man tot zurückbringe, und der andere, welcher hinausgehe, um des Verstorbenen Stelle einzunehmen. Wenn sich nun auch in neuerer Zeit durch richtigere Behandlung des Fiebers, mancherlei Erfahrungen hinsichtlich der Lebensweise und eine gesündere, dem Europäer zusagendere Ernährung, wie sie die Konserven gestatten, diese Verhältnisse etwas günstiger gestaltet haben, so ist doch noch immer die Sterblichkeit unter den in Kamerun weilenden Kaufleuten eine erschreckende. Zahlreich liegen sie schon in dem kleinen Kirchhofe bei dem englischen Missionshause begraben; auch der Verfasser mußte dort seinen Reisegefährten in die fremde Erde senken. Und man darf sagen, daß für den nach Kamerun sich begebenden Europäer die Wahrscheinlichkeit, innerhalb weniger Jahre in fremder Erde gebettet zu liegen, größer ist als die Aussicht auf eine glückliche Heimkehr.

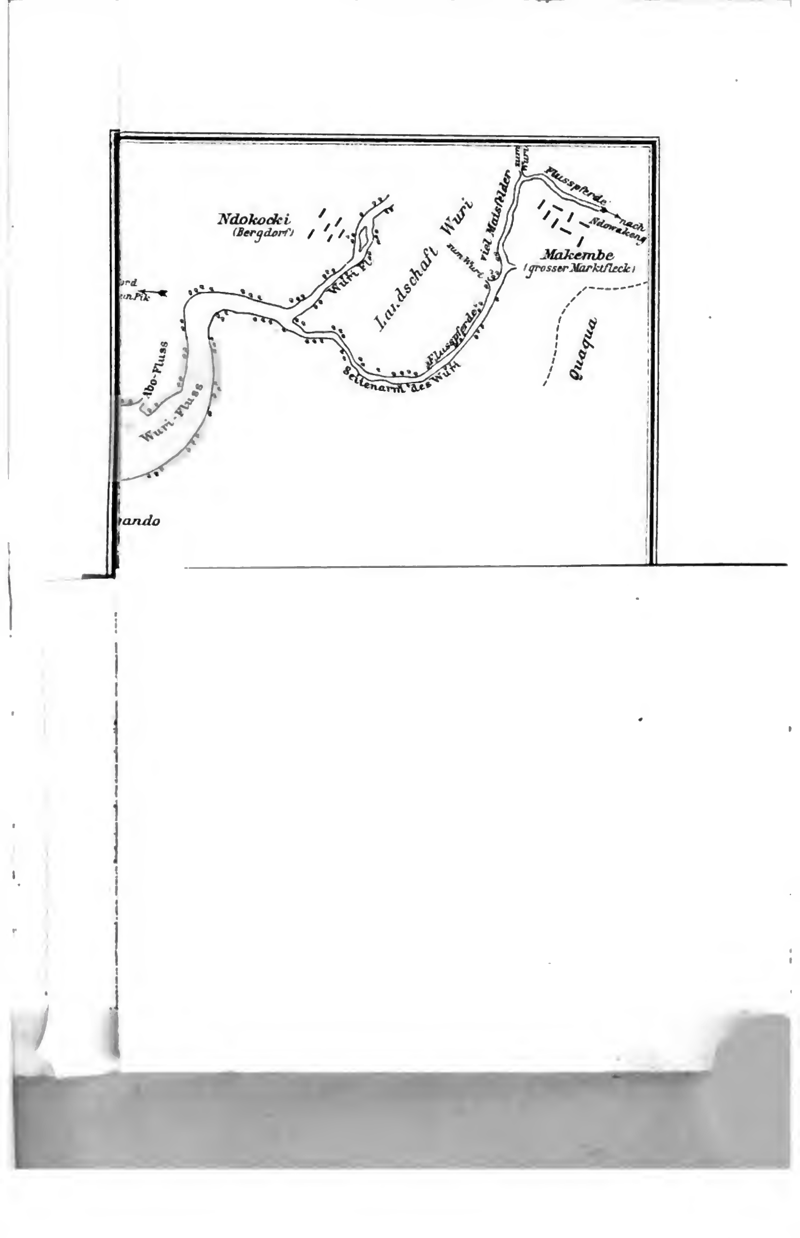
Von einer Bodenkultur kann demnach nur insoweit die Rede sein, als es sich um Plantagenwirtschaft handelt und als es gelingt, — was bei der Trägheit der Dualla freilich seine Schwierigkeit hat, — einheimische Arbeitskräfte zu diesem Zweck heranzuziehen, wie denn in

anderen Gegenden Westafrikas bereits Kakao und besonders Kaffee mit Erfolg gebaut wird.

Wenn sich somit aber auch die sanguinischen Hoffnungen derjenigen nicht erfüllen können, welche mit der Besitzergreifung von Kamerun ein Land gewonnen glaubten, das geeignet sein würde, die Überproduktion an Menschen in Deutschland, den Strom der Auswanderer aufzunehmen, so hat doch die Entfaltung der schwarz-weiß-roten Flagge an der Westküste des tropischen Afrikas die größte Wichtigkeit für deutschen Handel und deutsche Industrie; denn neue, weite Konsumgebiete sind damit eröffnet worden. Durch die Besitznahme der Kamerungegend treten wir endlich in die Reihe derjenigen Völker ein, welche schon seit Jahrhunderten die in unkultivierten Ländern ruhenden Schätze zu heben beschäftigt sind und dem überseeischen Handel, ihren Kolonien zum größten Teil ihren National-Wohlstand verdanken. Noch in letzter Stunde ist dank dem energischen Eingreifen unseres großen Reichskanzlers eines der bedeutendsten Eingangsthore zum centralen Afrika für Deutschland gesichert worden.



Druck von Adolf Knickmeyer, Berlin C., Roß-Straße 30.


Ndokocki
(Bergdorf)
Landschaft Wuri
zum Wuri
viel Maisfelder
Flusspferde
nach
Ndowakeng
Makembe
(grosser Marktfleck)
Quaqua
Flusspferde
Seitenarm des Wuri
Abo-Fluss
Wuri-Fluss

